

Illustrirte Frauen-Zeitung.

Nr. 18.

Wöchentlich eine Nummer.
Dietrichsches Verlags- u. Buchhandlungsgesellschaft, Berlin.

Berlin, 29. April 1888.

Große Ausgabe mit
allen Kupfern: 4 1/2 M.

XV. Jahrg.

Schwester Ottilie.

Novelle von Carl Marquard Sauer.

(Fortsetzung.)

3.

Wei aller verächtlichsten Liebe! Beim höllischen Element! Ich wollt', ich wüßte 'was Aergeres, daß ich's stuchen könnt!' — grollte Arnold mit Mephisto, während er im Sturmschritt nach seinem Gasthofs wanderte.

Dort angelangt, ließ er den noch unausgepackten Koffer sofort auf den gerade zur Fahrt nach der Eisenbahn bereit stehenden Omnibus laden, warf dem Oberkellner zur Begleichung der Rechnung ein Goldstück zu, sprang in den Kumpelkasten und rollte hinaus nach der Station, um mit dem nächsten Zuge nach der Hauptstadt zurückzukehren.

In die Ecke des Coupés gedrückt, überdachte er noch einmal den ganzen Vorgang. Je länger er darüber nachsann, desto räthselhafter kam ihm die Sache vor. Sollte er in der That durch so viele Jahre in einer seltsamen Selbsttäuschung befangen gewesen sein, wenn er aus hundert und tausend kleinen Vorkommnissen den Schluß zog, daß er Ottilie nicht gleichgültig sei? Er rief sich die glückliche Zeit zurück, die er im Hause ihrer Eltern zugebracht hatte. Stets war Ottilie seine treueste, seine beste Freundin gewesen! An allen seinen kleinen Leiden und Freuden hatte sie den lebhaftesten Antheil genommen. Nie hatte der geringste Zank, die geringste Verstimmung das reizende Verhältnis gestört! War es möglich, daß Ottilie in der That nicht mehr in ihm gesehen, als den brüderlichen Genossen ihrer Kinderjahre? War es denkbar, daß seine Zuneigung von ihr so gänzlich mißverstanden werden konnte? Bedurfte es überhaupt für das sonst so kluge Mädchen erst eines förmlichen Aussprechens seiner Gefühle? Doch nein! Sie hatte ihm ja selbst gesagt, sie habe sein unausgesprochenes Geständnis längst errathen und sei seiner Erklärung immer ausgewichen! Er war also nicht im Stande gewesen, ein wärmeres Gefühl als das schweigerlicher Zuneigung bei ihr hervorzurufen!

Es lag etwas unendlich Demüthigendes in dieser Erkenntniß. Obwohl seinem Wesen dümelhafte Selbstgefälligkeit gänzlich fremd war, bäumte sich doch sein männlicher Stolz gewaltig auf bei dem Gedanken. Er war sich bewußt, daß er mit jedem Mitbewerber getrost in die Schranken treten dürfte, daß man ihm von so mancher Seite bereitwillig entgegen gekommen wäre, wenn er nur den ersten Schritt hätte thun wollen. Weshalb mußte er also gerade bei Ottilie eine so kränkende Zurückweisung erfahren! Oder ließ sie sich von tiefer liegenden Beweggründen leiten? Die augenblickliche eiferfüchtige Anjwallung gegen Dr. Senter erschien ihm bei ruhiger Ueberlegung als unberechtigt. Er kannte Ottilie zu genau, um nicht zu wissen, daß sie ihm in

dieser Beziehung die Wahrheit gesagt hatte. Wenn ihm aber kein glücklicher Nebenbuhler im Wege stand, so konnte nur Gleichgültigkeit oder, — und bei diesem Gedanken überkam ihn ein namenlos bitteres Gefühl, — oder die Furcht vor einem beschränkten, vielleicht sogar an Entbehrungen und Entfagungen reichen Leben an seiner Seite sie bei ihren Entschlieungen gelenkt haben.

„Ja, so ist es,“ sagte er mit verächtlichem Lächeln. „Und ich Thor wollte ihr meine ganze Zukunft zum Opfer bringen, wollte Verzicht leisten auf Glanz und

Reichthum, um mich allen Hindernissen zum Trotz von unten hinaufzuarbeiten! Sie aber ist klug und berechnend genug, das bescheidene Los, das ich ihr zu bieten bereit war, zu verschmähen. Nun, sei es darum! Sie hat mich geheilt von meinen kindischen Einbildungen. Ich denke, Mama und Papa können jetzt ihre Freude haben an dem wohlgerathenen Sprößling des edlen Hauses der Freiherren von und zu Hildenberg!“

Mitternacht war vorüber, als er in dem elterlichen Hause eintraf. Der Diener sagte ihm, die Frau Baronin und der Herr Baron seien bereits zur Ruhe gegangen. Arnold trug ihm auf, morgen früh seiner Mutter zu sagen, er sei zurückgekommen und werde die Eltern beim Frühstück begrüßen. Dann ging er nach seinem Zimmer, warf sich auf den Divan und versank in dumpfes Sinnen. —

Frau von Hildenberg war am nächsten Morgen die Erste beim Frühstückstische. Bald darauf kam Arnold. Er sah überwacht und ermattet aus, seine Augen waren geröthet. Das Gleiche war bei der Baronin der Fall. Die erstaunliche Aehnlichkeit zwischen Mutter und Sohn mußte Jedem auffallen, der sie, wie hier, beisammen sah. Arnold hatte dieselbe hohe Stirn, den feingeschnittenen Mund und das breite, von Entschlossenheit und Charakterfestigkeit zeugende Kinn, wie die Baronin. Nur die großen, dunklen Augen stammten vom Vater.

„Du bist unerwartet schnell von Deinem Ausfluge zurückgekehrt, Arnold,“ begann Frau von Hildenberg, ihrem Sohne den Thee einschenkend.

„Meine Geschäfte waren unerwartet schnell erledigt,“ erwiderte er kurz. „Wie es scheint, gerade nicht zu Deiner Zufriedenheit.“

„Umjomehr zu Eurer!“

„Wie soll ich das verstehen?“

„Daß ich von meinen Illusionen gründlich geheilt und bereit bin, mich Eurer Willen zu fügen.“

Die Baronin sah ihren Sohn überrascht und zweifelnd an.

„Der Rector hat Dir wohl, wie es seine Pflicht war, die Unmöglichkeit Deines Vorhabens dargelegt?“

„Ich habe ihn nicht gesehen.“

„Die Rectorin also?“

„Ebensowenig.“

„Nun, und Ottilie?“

„Sie hat mir einen Korb in optima forma gegeben!“

„Unmöglich!“ fuhr die Baronin auf. Ihr mütterlicher Stolz empörte sich bei dieser unerwarteten Mittheilung, wie sehr auch die Sache selbst ihren Wünschen entsprechen mochte. „Einen Korb Dir, dem Freiherrn Arnold von Hildenberg?“

„Mir, dem Freiherrn Arnold von Hildenberg, Mama!“

„Sie liebt also einen Anderen?“

„Nein; aber sie sagte mir kurz und bündig, daß sie für mich nur die Zuneigung einer Schwester zu fühlen im Stande sei. Damit erledigt sich, denke ich, die Sache. Ihr habt Euren Wunsch erreicht, und ich siehe jetzt ganz zu Eurer Verfügung!“

Baron Hildenberg war unbemerkt eingetreten. Er hatte die letzten Worte vernommen und warf nun seiner Frau einen triumphirenden Blick zu.



„Habe ich es nicht gesagt? Tant de bruit pour une omelette!“ sagte er mit überlegenem Lächeln, indem er, sich lehend, nach der Theekanne langte. „Es war Unrecht von Dir, Amelie, einen unschuldigen Studenten-Roman gleich so tragisch zu nehmen!“

Die Baronin schwieg. Eine solche Lösung des Conflictes hatte sie nicht erwartet. Sie wußte nicht, ob sie in ihrem beleidigten Mutterstolze sich ärgern oder über die so überraschende Hinwegräumung aller Schwierigkeiten sich freuen sollte.

„Der Studenten-Roman war vielleicht doch nicht ganz so unschuldig, als Du glaubst, Papa,“ sagte Arnold ruhig. „Nest ist er aus! Ich denke, das genügt!“

„Gewiß, mein Sohn! Also, n'en parlons plus! Du hast früher einmal den Wunsch geäußert, eine mehrwöchentliche Reise nach Tirol und in die Schweiz zu machen. Vielleicht hast Du jetzt Lust dazu? Unterdessen läßt sich bei dem Ministerium Deine Ernennung zum Attaché, vorläufig non payé, bei der Gesandtschaft in Wien betreiben. Ich glaube annehmen zu dürfen, daß die Sache auf keine besonderen Schwierigkeiten stoßen wird.“

„Ich stehe, wie gesagt, ganz zu Eurer Verfügung, Papa!“

„Arnold, mein liebes Kind, Gott segne Dich!“ rief die Baronin aufstehend und ihren Sohn zärtlich umarmend. „Komm nach dem Frühstück zu mir auf mein Zimmer. Du mußt mir erzählen, wie das Alles gekommen ist.“

Baron Hildenberg sagte nichts. Er schenkte sich, still vor sich hinlächelnd, die zweite Tasse Thee ein. Hatte er nicht gleich von Anfang an gesagt, die Geschichte sei nichts weiter, als un' enfantillage? —

4.

Arnold von Hildenberg machte von dem Anerbieten seines Vaters Gebrauch. Einige Wochen lang durchstreifte er, sich stets möglichst fern von den vom Touristenstrom heimgesuchten Orten haltend, die Schweiz und Tirol. Er fühlte das zwingende Bedürfnis, allein zu sein. Hoch oben in der feierlichen Einsamkeit der Gebirgswelt, wo keine Menschenstimmen, sondern nur der Schrei des Geiers, das Brausen der Wildbäche, das Rauschen des Windes in den Föhren an sein Ohr schlug, ward ihm wohl. Wenn schwächere Gemüther in dem bunten Treiben der Welt Zerstreuung suchen und finden, so suchen und finden sie tiefere und leidenschaftlichere Naturen nur im Schoße der Natur, dort, wo sie in ihrer erhabenen Ruhe am mächtigsten zu einer ihre Stimme, aber gewaltige Sprache verstehenden Seele spricht. Arnold begriff, wie ein in seinen heiligsten Gefühlen Geänkter, ein um seine seligsten Hoffnungen Betrogener sich für immer in eine Wildniß zurückziehen konnte, aber nicht als träumender Einsiedler, sondern um im Kampfe und Ringen mit der großen Allmutter einzudringen in das Innerste ihres Heiligthums, sie zu schauen in ihrem geheimsten Schaffen und Wirken, und er beneidete seine schlichten Führer, denen es vergönnt war, ihr Leben in dieser Umgebung zuzubringen.

In Lindau fand er einen Brief seines Vaters, der ihm seine Ernennung zum Attaché bei der Wiener Gesandtschaft meldete. Ein Billet seines Oheims, des Grafen Wimperg, lag beigegeschlossen. Der Gesandte forderte ihn auf, möglichst bald nach Wien zu kommen, weil er schon in der nächsten Woche eine Badereise anzutreten, vorher aber noch seinen Kessen an seinem neuen Bestimmungsorte zu sehen wünschte. Die Baronin schrieb, sie gedenke ihn im Laufe des Sommers in Wien zu besuchen. Am folgenden Tage reiste Arnold denn auch nach der österreichischen Hauptstadt ab.

Graf Wimperg, der Bruder seiner Mutter, empfing ihn auf's Herzlichste.

„Junge, Du siehst ja aus wie ein Mulatte!“ sagte er, Arnolds sonnengebräuntes Gesicht mit Verwunderung betrachtend. „Deine Mutter schrieb mir, Du habest Dich zu Deiner Zerstreuung ein paar Wochen in den Alpen herumgetrieben. Wie ich sehe, hast Du die Zeit gehörig ausgenutzt. Wenn jedoch ein vierundzwanzigjähriger Bursche gleich Dir Zerstreuung braucht, so weiß man allemal, was das zu bedeuten hat. Nun, an Zerstreuungen soll es Dir bei uns nicht fehlen, verlaß Dich darauf!“

„Was ich brauche, Onkel, ist Arbeit,“ erwiderte Arnold; „das ist die beste Zerstreuung!“

Graf Wimperg wiegte mit schlauem Augenzwinkern den Kopf.

„Während des Sommers geht es bei uns etwas still zu,“ sagte er; „aber im Herbst beginnen die Jagden, dann kommen die Dinners und Soupers, später die Bälle und Unterhaltungen aller Art. Da giebt es Arbeit die Hülle und Fülle! Unsere jungen Damen werden schon dafür sorgen, daß es Dir nicht an Beschäftigung fehlt!“

„An solche Beschäftigung habe ich freilich nicht gedacht, Onkel,“ meinte Arnold.

„An welche andere Beschäftigung sollte denn ein vierundzwanzigjähriger Attaché in Wien denken?“ rief

lachend der Gesandte. „Meinst Du, daß man Euren unerfahrenen Händen die Leitung der Weltgeschichte anvertrauen wird? Hierzu bedarf es anderer Leute! Du wirst ein paar Jahre lang Pässe visiren, ab und zu unter meiner Leitung eine Relation schreiben, wirst Legations-Secretär, später Legations-Rath, heirathest eine reiche Frau, — denn, unter uns gesagt, Arnold, — wenn ich auch für meine Person Junggeselle geblieben und, wie meine guten Freunde sagen, ein kleiner Epikuräer geworden bin, so weiß ich doch, daß Sprößlinge einer vornehmen, aber wenig bemittelten Familie, gleich der unsrigen, die Pflicht haben, den alten Namen ihres Hauses durch äußeren Glanz wieder aufzufrischen. Dazu giebt es kein besseres Mittel, als eine reiche Heirath. Wir haben hier in Wien viele steinreiche Emporkömmlinge, die keinen sehnlicheren Wunsch hegen, als ihre Töchter in Familien von unverfälschtem, alten Reichthum zu bringen. Ihre Aghen haben einst unseren Aghen das Geld abgenommen; es ist somit nur billig, daß wir es selbst auf andere Weise von ihnen wieder hereinzubringen suchen. Du verstehst mich, Arnold?“

„Vollkommen! Weshalb aber hast Du nicht selbst nach diesem Grundsätze gehandelt, Onkel?“

„Weil ich keinen Verursachung für die Ehe fühlte. Meine einzige Schwester hatte ich glücklich an Deinen Vater verheirathet, — nebenbei bemerkt, wäre es auch besser für ihn und für Dich gewesen, wenn sie ihm ein Millionchen als Mitgift zugebracht hätte, — für mich war durch mein Amt gesorgt; wozu sollte ich mich also in Hymens Ketten schlagen lassen? Bei Dir ist das etwas Anderes! Auf Dir beruht nunmehr die ganze Zukunft des uralt-adeligen, bis zu den Kreuzzügen hinaufreichenden Hildenberg'schen Geschlechts. Das ist eine Mission, Arnold, deren Erfüllung Du Dich nicht entziehen kannst! Doch davon sprechen wir später! Jetzt gehe und civilisire ein wenig Deinen äußeren Menschen, denn mit diesen sonnenverbrannten Wangen und Händen gleichst Du mehr einem Hinterwäldler, als einem Gesandtschafts-Attaché. Baptiste wird Dir Deine Zimmer anweisen! Punkt sechs Uhr speisen wir. Ich habe heute die anderen Herren zu Tische. Du wirst bei dieser Gelegenheit ihre Bekanntschaft machen. Also vergiß nicht: Punkt sechs Uhr!“

Damit reichte ihm Se. Excellenz die Hand und begab sich dann nach seinem Cabinet, wo der Friseur bereits seit einer halben Stunde auf ihn wartete.

Arnold überzeugte sich bald, daß sein Oheim nur die Wahrheit gesprochen hatte, wenn er das Visiren der Pässe und ähnliche diplomatische Arbeiten als die Hauptbeschäftigung seines neuen Attaché bezeichnete. Während der Abwesenheit des Gesandten besorgte der Legations-Rath Graf Biellshofen die in keiner Weise erdrückenden laufenden Geschäfte, sodaß dem Legations-Secretär, Baron Zeltburg und Arnold nahezu ihre ganze Zeit zur Verfügung blieb. Der Legations-Secretär hatte ihn im adeligen Casino eingeführt, wo des Abends fleißig und dabei ziemlich hoch gespielt wurde. Aber Arnold spielte nicht. Bei Gelegenheit eines traurigen, durch die Leidenschaft des Spiels verursachten Vorfalls, dessen Opfer ein junger Mann seiner Bekanntschaft auf der Universität geworden, hatte er Ottilie das Wort gegeben, niemals eine Karte anzurühren, und allen Versuchungen zum Troste sein Versprechen gehalten. Er ging also nur selten in's Casino.

Mit dem Vorrücken des Sommers schläft das gesellschaftliche Leben der Großstadt ein. Dies gilt namentlich von Wien, das sich im Hochsommer in einen glühenden Steinhaufen verwandelt und an gewählteren Unterhaltungen weniger als jede andere Großstadt bietet.

Für Arnold, der sich nicht in der Stimmung fühlte, neue Bekanntschaften zu machen, war die Zeit des gesellschaftlichen Sommerschlafes eine Wohlthat. Er wußte, daß es ihm später unmöglich sein würde, sich den Verpflichtungen seiner Stellung zu entziehen. Aber diese traten erst mit Beginn des Herbstes an ihn heran, und bis dahin gehörte er sich selbst. Bei ungünstiger Witterung besuchte er die Gemälde-Galerien und Sammlungen oder studirte in der Hofsbibliothek und besuchte Abends das Körnthner-Theater, welches in diesem Jahre eine vorzügliche italienische Oper hatte; war das Wetter schön, dann durchstreifte er Tage lang die nähere oder fernere, überall so reizende Umgebung der Hauptstadt und lernte Land und Leute kennen. Er war fast immer allein; aber seine Gedanken leisteten ihm genügende Gesellschaft. Daß diese oft, öfter sogar, als ihm lieb war, nach einer bekannten Stelle im Parke von Monrefuge zurückkehrten, bedarf nicht der Erwähnung. Mehr als einmal fühlte er sich versucht, ein paar Worte an „Schwester Ottilie“, von der er ohne jede Nachricht war, zu schreiben, aber beleidigter Stolz hielt ihn davon zurück. „Was liegt ihr daran, wie es Bruder Arnold geht, und was er thut und treibt?“ dachte er. „Wozu also ein Briefwechsel, der doch nur Phrasengellingel sein würde? Sie hat mich zurückgestoßen! Ich werde mich ihr nicht wieder aufdrängen!“ —

An einem sonnigen September-Morgen war Herr

von Hildenberg hinausgefahren nach Liesing, um von dort über Rodaun einen seiner einsamen Streifzüge durch die Waldgegend zu machen. Längs des von hohem, dichtem Weidengebüsch umsäumten Baches hinschleudernd, bemerkte er ein zierliches, von einer Dame gelenktes Fuhrwerk, welches in scharfem Trabe von Rodaun nach der Station Liesing rollte. Der Groom auf dem Rücksitze war nach englischer Art gekleidet, das Pferd ein vorzüglicher Traber.

Der Wagen mochte noch einige hundert Schritte von ihm entfernt sein, als das Pferd sich plötzlich, wie es schien, ohne jeden Grund, hoch aufbäumte und mit einem wilden Satze zur Seite sprang. Die Dame zog mit aller Macht die Zügel an, aber das scheue Thier schleuderte das Fuhrwerk gegen einen der Schotterhaufen am Rande der Straße. Der Groom, welcher nichtsahnend mit verschränkten Armen auf seinem Sitze gesessen, beschrieb einen gewaltigen Bogen durch die Luft und flog auf den Stoppelacker, wo er liegen blieb. Die Dame war todtenblaß geworden, aber sie verlor die Geistesgegenwart nicht. Sieh mit der vollen Wucht des Körpers gegen das Trittbrett stemmend, hielt sie mit erstaunlicher Kraft die Zügel fest. Zum Glück hatte sich das eine Rad tief in den hohen Schotterhaufen gehohlet, welcher auf diese Weise eine Art von Bremse bildete. Aber die Lage war darum nicht weniger gefährlich, denn das wilde Thier stieg bald kerzengerade in die Höhe, bald schlug es mit den Hinterfüßen gegen die Deichsel, daß die Splitter davonflogen.

Das Alles war das Werk weniger Augenblicke. Im Nu war Arnold zur Stelle, jaßte mit nerviger Faust des Pferd beim Gebiß und brachte es mit einiger Anstrengung glücklich zum Stehen. Jetzt bemerkte er auch die Ursache des Unfalls. Auf der bisher seinen Blicken durch das Gebüsch verborgenen Brücke standen zwei herumziehende Savoyarden oder Italiener mit einem Kamele und einem Affen. Ein unglücklicher Zufall hatte es so gefügt, daß sie gerade bei der Kreuzung der Wege mit dem Fuhrwerke zusammentrafen, dessen Lenkerin die Truppe gleichfalls nicht hatte bemerken können.

„Herzlichen Dank, mein Herr!“ rief die Dame, von dem Wagen springend und die Peitsche auf den Sitz legend, „ich hoffe, Sie haben sich bei Ihrem Ritter- oder vielmehr Samariterdienste nicht verletzt?“

„Ich bin ein leidlicher Reiter und verstehe mich als solcher auf Pferde,“ erwiderte Arnold, welcher sich wunderte, wie die noch immer vor Aufregung zitternde jugendliche Wagenlenkerin in diesem Augenblicke die Stimmung zu einem derartigen Wortspiele finden konnte. „Abgesehen von etwas Staub und Schmutz ist Alles gut abgelaufen. Was jedoch Ihren Groom betrifft, so fürchte ich, daß dieser in der That unserer Samariterdienste bedarf!“

Die Dame wandte sich um.

„Allmächtiger Gott!“ rief sie erschrocken, „der arme Junge!“

Ueber den Graben springend eilte sie zu dem noch immer Daliegenden und suchte ihn aufzurichten. Der Groom war mit dem Kopfe auf einen Stein gefallen. Es zeigte sich jedoch bald, daß er durch den Sturz mehr betäubt, als verletzt war, denn abgesehen von einer derben Beule an der Stirn hatte er keinen Schaden genommen. Er rieb sich die Augen und blickte verduht um sich her.

„Nun, Franz, wie geht's?“ fragte die Dame.

„Gut, ich danke, aber noch ein bißchen dumm bin ich im Kopfe,“ antwortete er.

„Nun, wenn es weiter nichts ist, Franz, das sind wir schon gewöhnt!“ sagte seine Herrin lächelnd. „Komm, wir wollen sehen, ob Neptun keinen Schaden genommen hat. Der Wagen ist, soviel ich bemerkt habe, weiter nicht beschädigt. Aber ohne die Hülfe des Herrn dort hätte es uns diesmal schlecht ergehen können. Daß wir aber auch gerade mit dem häßlichen Kamele zusammentreffen mußten! Man kann es Neptun wirklich nicht übel nehmen, wenn er bei dem Anblicke scheu wurde!“

Während die Dame sich mit ihrem Diener beschäftigte, fand Arnold Gelegenheit, sie genauer als bisher zu betrachten. Sie war mehr als mittelgroß, hatte tief-schwarzes, in zierlichen Lösschen über die Stirne fallendes Haar, nicht minder tief-schwarze, große, lebhaft Augen, regelmäßige Züge, kleine, blendend weiße, bei der leicht gebräunten Gesichtsfarbe um so schärfer hervortretende Zähne, einen schmächtigen Wuchs und auffallend kleine Hände, denen man die Kraftäußerung, deren Zeuge er geworden, schwerlich zugetraut hätte. Sie trug ein niederes Hütchen mit einer schwarzen Feder und ein dunkelbraunes, eng anliegendes, etwas kurzes Kleid. Ein dicker Wollplaid, welcher neben ihr auf dem Sitze gelegen hatte, war bei dem Anprall auf den Schotterhaufen gefallen.

Zwei des Weges kommende Bauern halfen Arnold, der das noch immer etwas aufgeregte Pferd hielt, den Wagen wieder auf die Straße zu bringen. Es zeigte sich, daß weder das Fuhrwerk noch das Thier ernstliche

Beschädigungen erlitten hatten. Der Diener tauchte sein Taschentuch in den Bach, band es sich um den Kopf und kletterte auf den Rüdfig. Auch die Dame nahm, von Arnold unterstützt, ihren Platz wieder ein und griff nach der Peitsche.

„Ich weiß in der That nicht, mein Herr, wie ich Ihnen meinen Dank für den mir in einem so kritischen Augenblicke geleisteten Beistand beweisen soll,“ sagte sie, die Zügel aus Arnold's Hand entgegen nehmend. „Leben wir noch im Zeitalter der Romantik, so würde ich Sie als Burgfräulein auf das Schloß meiner Väter laden. Aber leider bin ich kein Burgfräulein und besitze kein Väterschloß. Mithin muß ich mich auf ein Wort des Dankes beschränken und es Ihnen überlassen, im Bewußtsein Ihrer ritterlichen That den Lohn derselben zu finden.“

„Den schönsten Lohn für den kleinen Dienst, den ich Ihnen zu leisten das Glück hatte, mein Fräulein,“ erwiderte Arnold, „würde ich darin finden, wenn Sie mir versprechen wollten, in Zukunft auf abschüssigem Wege nicht mehr im scharfen Trabe zu fahren. Dieser gute Rath ist zwar nicht romantisch, aber von practischem Werthe.“

„Und ich werde ihn befolgen!“ sagte die Dame, sich mit anmuthigem Lächeln gegen ihn verbeugend. „Danke, wackerer Landbewohner!“ wandte sie sich hierauf zu dem Bauer, der ihr den auf den Schotterhaufen gefallenen Plaid reichte, schnalzte dann leicht mit der Zunge, saßte die Zügel fester, das Pferd zog an, und der Wagen rollte davon. Nachdem sie einige hundert Schritte weit gefahren, wandte sie sich noch einmal um und grüßte mit der Peitsche. Arnold erwiderte den Gruß mit Abnehmen des Hutes.

5.

Wenn Graf Wimperg von seinem Nefen die Wiederherstellung des früheren Glanzes des altadlichen reichsfreiherrlichen Hauses Derer von und zu Hildenberg erhoffte, so fand er im Laufe der nächsten zwei Jahre hinreichende Gelegenheit sich zu überzeugen, daß dieser sich keineswegs beeilte, die ihm zuge dachte „Mission“ auszuführen. Arnold kam zwar seinen amtlichen, wie seinen gesellschaftlichen Verpflichtungen in untadelhafter Weise nach, blieb aber, wie Se. Excellenz sagte, nach wie vor ein hier original, das am liebsten seine eigenen Wege ging und alle wohlgemeinten Winke und Andeutungen des weltersfahrenen Oheims höflich, aber entschieden ablehnte.

Von „Schweizer Ottilie“ hatte er im Laufe der Zeit nur wenig gehört. Durch gelegentliche Mittheilung eines ehemaligen Schulfreundes erfuhr er, daß sich Dr. Seuter um ihre Hand beworben haben sollte. Da jedoch der junge Gelehrte bald darauf um seine Versetzung an ein anderes Gymnasium eintam und mit Schluß des Schuljahres die Stadt verließ, so lag die Vermuthung nahe, daß seine Bewerbung, falls sie wirklich stattgefunden, ohne Erfolg geblieben war.

Zu Anfang des dritten Jahres erhielt Arnold die ihm tief erschütternde Nachricht von dem plötzlichen Tode seines alten Lehrers, des Rectors. Er richtete an die Hinterbliebenen einen Brief voll der herzlichsten Theilnahme, den Ottilie in ebenso herzlicher Weise erwiderte. Sie theilte ihm zugleich mit, ihre Mutter habe die Absicht, mit ihr nach Berlin zu übersiedeln. Als seine Augen über die schönen, gleichmäßigen, fast eine männliche Hand bedeckenden Zeilen glitten, tauchte eine Welt von Erinnerungen in ihm auf. „Sie ist, wie ihre Schritt, ruhig, fest, schön, aber kalt!“ sagte er, das Blatt sinnend zusammenfaltend. „Möge sie glücklich werden in ihrer kühlen Verständigkeit! Wie sich wohl ihre Zukunft gestalten mag?“

Unter den zahlreichen Einladungen, welche den Mitgliedern der Gesandtschaft alljährlich im Laufe des Faszings zugehen, befand sich auch die eines Wiener Großindustriellen, des Ritters von Lommers, dessen Välle sich wegen der dort erscheinenden künstlerischen und literarischen Berühmtheiten eines gewissen Rufes erfreuten. Arnold hatte mehrmals die Feste des gastlichen Hauses besucht und sich stets gut unterhalten. Er beschloß deshalb auch diesmal die Einladung anzunehmen.

Als er gegen elf Uhr in den mit dem ganzen Luxus eines fürstlichen Reichthums, — Herr von Lommers war Eisenbahn-Bauunternehmer, — ausgestatteten Räumen erschien, war der Ball bereits in vollem Gange. Bei dem Rundgang durch den Saal während der Pause traf er auf einen bekannten Schriftsteller. Kaum hatte er angefangen, mit dem Herrn ein paar Worte zu wechseln, als ihm Jemand von hinten leicht auf die Achsel klopfte. Sich umwendend, erblickte er den Herrn des Hauses.

„Entschuldigen Sie, Herr Baron,“ sagte verbindlich lächelnd der wohlbeleibte, im Schmucke seiner sämtlichen Orden strahlende Eisenbahn-Dynast, „daß ich Ihre Unterhaltung mit dem Herrn Doctor unterbreche. Aber ich komme im Auftrage einer Dame, und Sie wissen, eine derartige Mission duldet keinen Aufschub.“

„Welcher Dame?“ fragte Arnold.

„Der Frau von Remeny.“

„Der Frau von Remeny? Ich habe den Namen nie gehört!“

„Wertwürdig! Sie sagte mir doch, sie sei eine alte Bekannte von Ihnen, habe Sie sogleich erkannt, als Sie vorhin bei ihr vorbeiging, und hat mich erjucht, Sie zu ihr zu führen.“

„Ich stehe zu Befehl,“ erwiderte Arnold, neugierig dem Hausherrn folgend.

„Hier, gnädige Frau, bringe ich Ihnen den Gesuchten,“ sagte Herr von Lommers, vor einer in Mattrosa gekleideten Dame stehen bleibend, welche neben einer älteren in einer Ecke des Saales saß. Arnold blickte sich verbeugend, die Dame scharf an. Das Gesicht kam ihm bekannt vor; aber er konnte sich nicht erinnern, wo er sie bereits gesehen hatte.

„Ich sehe, Sie kennen mich nicht mehr, Herr Baron,“ begann die junge Frau, anmuthig die Begrüßung erwidern. „Entweder hat mich mein langer Aufenthalt in Paris gründlich verändert, oder Sie schreiben, gleich den frommen Türlen, die von Ihnen erwiesenen Wohlthaten in den Sand und vergessen sie!“

„Von mir erwiesene Wohlthaten, gnädige Frau?“

„Gewiß! Erinnern Sie sich nicht mehr an meinen vor dem Kamele auf der Liesinger Brücke scheuenden Neptun und dessen Herrin, der Sie zum Abschiede den guten Rath ertheilten, in Zukunft nicht mehr im scharfen Trabe bergab zu fahren? Ich habe seitdem Ihre Ermahnung gewissenhaft befolgt!“

„Wahrhaftig, Sie sind die kühne Wagenlenkerin von Rodaun, deren Unerfrodenheit ich damals bewunderte!“ rief Arnold überrascht.

„Mit der Unerfrodenheit war es im Grunde nicht weit her, aber ich schämte mich, meine Angst zu zeigen! Doch gestatten Sie mir jetzt, Sie meiner Tante, der Baronin Etloff, vorzustellen. Baron Hildenberg, Legations-Secretär der bairischen Gesandtschaft.“

Während Arnold und Frau von Etloff die gewöhnlichen Begrüßungen tauschten, entfernte sich der vielbeschäftigte Hausherr, um, wie er sagte, dem Orchester das Zeichen zum Beginn der Quadrille zu geben.

„Ohne Zweifel sind Sie bereits zur Quadrille engagirt, gnädige Frau?“ fragte Arnold.

„Die Wahrheit zu sagen, befinde ich mich in dieser Beziehung heute in einer ähnlichen hilflosen Lage, wie damals bei Rodaun!“ erwiderte sie mit Laune. „Vor einigen Tagen sind wir von Paris hier angekommen, und vorgestern erhielten wir die Einladung der Frau von Lommers, einer alten Bekannten meiner Tante. Ich kenne nur wenige von den anwesenden Herren und diese wenigen zählen fast alle zu den Ball-Invaliden.“

„In diesem Falle darf ich Sie wohl um die Quadrille bitten?“

„Ich sehe, Sie wollen mich auf's Neue zu Danke verpflichten, Herr Baron, indem Sie sich einer Verlassenheit annehmen,“ sagte sie lächelnd, indem sie sich erhob und seinen Arm nahm. „Ich fürchte jedoch, daß Sie mit Ihrer Partnerin wenig Ehre einlegen werden! Es sind nahezu zwei Jahre, daß ich die letzte Quadrille getanzt habe. Ich glaube fast, ich habe die Figuren vergessen!“

„So lange sind Sie allen Unterhaltungen fern geblieben?“

„Hat Ihnen Herr von Lommers nicht gesagt, daß ich seit anderthalb Jahren Witwe bin?“

„Witwe? So jung und schon Witwe?“ rief Arnold seine Tänzerin überrascht und mittheilsvoll ansehend. „Bei Gott! Ein herbes Geschick!“

Ueber das Antlitz der jungen Frau flog ein dunkler Schatten.

„Um so härter, Herr Baron, als ich wenige Monate nach meiner Trauung das Unglück hatte, meine Mutter zu verlieren. Meinen Vater habe ich kaum gekannt. Noch hatte ich mich von dem schweren Schlag nur wenig erholt, als sich bei meinem armen Manne die ersten Spuren des entsetzlichen Leidens zeigten, an dem die Weisheit der Aerzte zu Schanden ward und das ihn zwei Jahre später in's Grab führte. Sie begreifen, daß man unter solchen Umständen die Figuren der Quadrille leicht verlernen kann.“

„Gewiß! Und als ich Sie damals bei Rodaun traf, war Ihr Gatte bereits leidend?“

„Wir hatten auf Anrathen der Aerzte dort eine Villa gemiethet. Ich bin eine Ungarin; Reiten und Fahren sind meine Leidenschaft. Es war die einzige Zerstreuung, die ich mir gestatten konnte. Ich habe stets gefunden, daß körperliche Anstrengung, vielleicht auch eine kleine Gefahr, das beste Gegengewicht gegen seelische Leiden bietet.“

Arnold dachte an seine einsamen Gebirgswanderungen nach dem Abschiede von Ottilie. Die Gemeinsamkeit der Anschauung machte ihm die junge Frau interessant.

„Werden Sie nunmehr Ihren Aufenthalt in Wien nehmen?“ fragte er.

„Zunächst während des Winters. Im Sommer muß ich nach Ungarn gehen, um nachzusehen, wie es um meine Angelegenheiten steht. Es fiel mir schwer, mich von Paris zu trennen! Aber die leidigen Geschäfte fragen nicht nach den Regungen des Herzens!“

Die Quadrille war zu Ende. Arnold geleitete Frau von Remeny nach ihrem Plage zurück.

(Schluß in nächster Nummer.)

Nachdruck verboten.

Innere Schönheitsmittel.

Von Ottomar Beta.

Nit vierzig Jahren ist man sein eigener Arzt oder ein Narr,“ hat irgend ein weiser Mann gesagt. Ich weiß nicht mehr, welcher. Kant war es nicht, aber er könnte es gewesen sein. Er schrieb eine Abhandlung über „die Macht des Gemüths“ und führte darin aus, in welcher Weise man sich durch den Willen gesund erhalten könnte. Warum nicht auch schön? Heinrich Laube sagt etwas Aehnliches und hat es schelmischer Weise immer wieder als etwas Originelles in etwa hundert Stammbücher geschrieben: „Wolle glücklich sein und Du bist es.“ Noch einmal frage ich: Warum nicht auch schön?

Was ist denn Schönheit? Man analysire den Begriff: Glück und Gesundheit gepaart, auf dem Gesicht zu lesen, in Haltung, Gang und Bewegung sich ausprägend, aus den Augen strahlend, in der Stimme wiederklingend. Und ein Drittes kommt hinzu, welches sich im Verhalten zu unseren Mitmenschen kund thut: Herzensgüte. Und auch diese letztere kann man sich angewöhnen, man kann sie sich abtrogen. Man kann sich Gebuldsproben auferlegen und als Sieger über Reid, Mißgunst, Störungen und Widrigkeiten aller Art hervorgehen. Ich kenne eine Dame, welche durch unablässige Nachsicht ein vergessliches und unachtsames Dienstmädchen dermaßen beschämte, daß diese in kurzer Zeit sich in ein sorgloses und selbstthätiges, an Alles denkendes Wesen verwandelte. Man wird zugeben, daß diese Dame in den Augen ihres Diensthofen wie im Lichte der Verklärung da stand, in einem Lichte, das den landläufigen Begriff der Häßlichkeit überhaupt illusorisch macht. Wir haben die großen Philosophen Sokrates, Kant und Schopenhauer als Bürgen dafür, daß die Macht des Gemüths und des Willens über nahende Krankheiten, über vernichtende Leidenschaften Herr werden kann. Von Sokrates, dessen Ausspruch: „rede, damit ich Dich sehe,“ uns hierbei in's Gedächtniß kommt, wissen wir durch Ueberlieferung, daß er sich des Mangels physischer Vorzüge wohl bewußt war. Er selbst wies auf diesen Mangel spottend hin, obwohl derselbe bei den alten Griechen ein ungemein schwer wiegender war. Er erklärte, daß, nach seiner Physiognomie und Kopfbildung zu urtheilen, ihm die niedrigsten Triebe, selbst der Hang zum Diebstahl, inne wohnen müßten. Man kann sich den Glanz seines Auges denken, wenn er alsdann fortfuhr, aneinanderzusetzen, wie es ihm gelingen wäre, diese Welt angeborener Widrigkeiten niederzukämpfen, sich über die bösen Geister seines Innern zu erheben. Er sah in solchen Momenten unbedingt erhaben aus; erhaben ist schön. Und dieses dauernde Bewußtsein der Herrschaft über sich selbst muß schließlich bei ihm physiognomisch geworden sein und die körperliche Häßlichkeit vergessen gemacht haben.

Es ist nun wahrlich kein Nachtheil für die Menschheit, daß sie sich immer mehr von den tathlen Begriffen der antiken Schönheit emanzipirt. Wir merken das schon an dem naturalistischen Stil der Neuzeit. Es ist das ein Zeichen größerer Vergeistigung und einer reichhaltigeren Lebensvorstellung. Wir denken nicht mehr daran, wie die alten Lacedaemonier, einen verunstalteten Menschen, z. B. einen Lahmen oder Stumpfen, für lebensunfähig zu halten. Im Gegentheil, wir meinen, daß ein Wesen, welches solche physischen Benachtheiligungen durch die Kraft des Geistes, der Geduld, des Willens überwindet, uns ein leuchtendes Beispiel giebt. J. J. Rousseau behauptet, wir dienen unseren Mitmenschen schon durch unsere bloße Existenz; um wie viel mehr dürfte dies der Fall, um wie viel verdienstlicher dürfte es also sein, wenn wir nicht bloß leben, sondern mit jedem Athemzuge, den wir thun, einen energischen Willen zum Leben bekunden, der sich unwillkürlich unseren vielleicht verdrossenen Mitmenschen mittheilt. Der Weg der Kultur führt zu einer immer höheren Schätzung des Einzelnen, — auch auf dem Boden der Rationalität, — und zu einer sich steigenden Pflege desselben. Der Ausbau nicht bloß der Gesellschaft, auch der der Existenz wird immer complicirter, künstlicher und deshalb immer vergeistigter. Die Hygiene, noch vor wenigen Jahrzehnten ein ziemlich unbekannter Begriff, ist bereits eine in die Alltäglichkeit eindringende Wissenschaft. Und so wie es eine physiologische Gesundheitspflege giebt, kennt man auch bereits, — namentlich den überhandnehmenden Nervenkrankheiten gegenüber, — eine psychologische Gesundheitspflege. Diese beruht nun ebenfalls auf Stärkung des Willens, des herzhafsten Vorzuges, zu leben, zu kämpfen, zu überwinden. Wer sich nur auf Medicamente verläßt, der ist nicht weniger zu beklagen und ebenso unheilbar wie derjenige, der im Gefühl seiner Häßlichkeit oder seiner Servilität sich in ein Regime von äußeren Schönheitsmitteln verirrt. Alle Schminke, alle Schnürbrüste, alle Perücken, alle Polsterungen können ihm nicht helfen. Im Gegentheil, sie dienen der Welt nur als so viele Fingerzeige. Man merkt die Absicht und man wird verstimmt. Die Welt befindet sich eben auch in Bezug auf ihre Schönheitsbegriffe in einer Wandelung. Eins geht da mit dem Anderen Hand in Hand. Wie sie sich vom Kopfe, vom Formelwesen, vom Gamandendienste befreite, wie sie immer begieriger wird, den Inhalt der Dinge zu erforschen, wie sie selbst den Reizen immer mehr auf sich selbst, seine eigene Erkenntniß und Entschließung stellt, wie sie dem mechanischen Drill den freien Training gegenüber setzt, so lernt sie auch immer mehr von bloß äußerlicher und formaler Schönheit absehen und legt ein immer größeres Gewicht auf das erworbene Gut. Auch Schönheit ist zu erwerben auf dem Wege des Training, und zuvor durch Uebung des Willens, des Gemüths und ihrer Ausherrungen in Gang, Haltung, Sprache und Geberde. Preis den Frauen! Sie sind darin vorangegangen. Denn schon lange gilt es als ein Axiom, daß der Mann, um ihnen zu gefallen, nicht schön zu sein brauche, nicht schön im conventionellen Sinne des Wortes.

Wir sind darin schon so verwöhnt, daß wir geneigt sind, eine Frau, die nach dieser Gattung von schönen Männern schwächet, für ein wenig entartet zu halten. Und, unter uns gesagt, wir achten auch die Männer nicht hoch, welche der rein äußerlichen Frauenschönheit nachjagen.

Darum verzage nicht, wenn Dir der Spiegel vielleicht eine unangenehme Wahrheit sagt. Du hast einen Vorn der Schönheit in Deiner eigenen Seele. Aus diesem suche zu schöpfen und erquide die Menschheit.

Nachdruck verboten.

Etwas vom Lachen.

Von Helene Stöckl.

Ein Thier lacht. Wenn wir von Lachtauben, vom Lachen des Spottvogels oder gar von lachenden Spanien hören, so wissen wir Alle, daß hier nicht von einem heiligen Vorgange, sondern nur von einer leichten Aehnlichkeit der Stimme des betreffenden Thieres mit dem Lachen des Menschen die Rede sein kann. Das Lachen ist eine rein menschliche Eigenschaft. Es kennzeichnet aber nicht nur den Menschen als Menschen, es giebt auch die Eigenart des einzelnen Individuums in entscheidender Weise an. Ein Jeder lacht sein eigenes, für ihn charakteristisches Lachen; und wenn die seine Gesellschaft das laute Lachen überhaupt verpönt und nur das Lachen an hont des lèvres erlaubt, so thut sie dies eben, weil ihren festen Formen gegenüber das Herausstreiten der Individualität des Einzelnen keineswegs wünschenswerth erscheint.

Weit sicherer als aus der Sprache eines Menschen kann ein Blinder aus dem Lachen auf Alter, Geschlecht und Charakter eines Menschen schließen.

Wie verschieden ist das Lachen des Menschen! Da ist das fröhliche, von Jauchzen und Schreien unterbrochene Lachen des Kindes, das einem das Herz warm macht und die Ohren schmerzen läßt, das Richern des jungen Mädchens, gewöhnlich über ein Nichts oder ein dem Nichts verwandtes Etwas, das so anstehend und so unauffällig ist, daß selbst ein Erdbeben ein paar sichernde Mädchen schwerlich zur Ruhe brächte. Da ist das schallende, sich ausschütten wollende Lachen des jungen Mannes, das meist eine ganz kleine Beimischung von Rohheit hat, das helle silberne Lachen der glücklichen, frohherzigen Frau, das tiefe, markige Lachen des Mannes, der sich diesen Luxus selten, dann aber um so gründlicher erlaubt, das behaglich stille Vorsichhinslachen des Greises!

Und dazu die unzähligen Nebenarten!

Das endlose, weithin schallende Gelächter, womit Homer seine unsterblichen Götter den Olymp erschüttern läßt und das geräuschlose herzliche Lachen, das Cooper seinen Ledertrumpf lachen läßt, das laute, lawinenartig anwachsende Gelächter im Kreise lustiger Genossen, und das felsam klingende, schnell in sich selbst verstummende Lachen, das uns zuweilen überfällt, wenn wir allein sind, das Lachen über einen Scherz, einen Witz, — das Lachen, das Ironie oder Schadenfreude von unseren Lippen ertönen läßt, wie verschieden ist das eine vom anderen, welch eigene, bereite Sprache redet ein jedes!

Das Lachen, d. h. das offene, zwanglose Lachen, giebt wie nichts Anderes Einblick in die Seele des Menschen. Es giebt Menschen, die so gut, so herzlich zu lachen wissen, daß wir bereit sind, auf ihre Herzensgüte zu schwören, ohne auch nur ein Wort mit ihnen gewechselt zu haben. Gar manches Mädchen hat sich in das Herz seines Liebsten hinein, aber auch Mander schon aus dem Herzen der Liebsten hinausgelacht. „Wie kann man einen Menschen heirathen, der so lacht!“ jagte ein junges, uns bekanntes Mädchen, als sie befragt wurde, weshalb sie den Antrag eines jungen, wohl-situirten Mannes, den sie erst nicht ungern zu sehen schien, abgewiesen habe. Wenige verstanden ihre Antwort, aber die Zukunft gab ihr Recht. Viel leichter kann man durch seine Worte, als durch sein Lachen über seinen Charakter täuschen.

Es giebt keinen sichereren Gradmesser für die Bildung eines Menschen, als sein Lachen. Ein gebildetes und ein ungebildetes Lachen sind himmelweit von einander verschieden. Aber auch das wohlansständigste Lachen darf nicht zu oft wiederkehren. „Am vielen Lachen erkennt man den Narren,“ sagt schon das Sprichwort, und Goldsmith spricht bezeichnend von that constant laugh that speaks the vacant mind, dem steten Lachen, das einen leeren Sinn verräth. Ein ewig lachender Mensch ist so unerträglich, wie Dumas' L'homme qui rit, dessen Züge zu beständigem Lachen geformt sind.

Als intimste Seelenaufklärung, als Quintessenz des Seins und Wesens eines Menschen ist unsere Erinnerung an sein Lachen oft so stark, ja stärker, als die Erinnerung an ihn selbst. Wir hatten einen Freund, der uns theuer war, doch Zeit und Raum traten trennend zwischen ihn und uns. Allmählig erblachte sein Bild in unserer Seele, wir haben ihn vergessen. Da trifft ein Lachen unser Ohr, ein Lachen gleich dem, das wir einst an ihm liebten, und plötzlich steht sein Bild in greifbarer Deutlichkeit vor uns.

Es ist ein sein psychologischer Zug, daß Ohnet, dessen schriftstellerische Thätigkeit wir sonst nicht besonders schätzen, in einer seiner Novellen den Gatten, der seine Frau, die er jahrelang mit Aufbietung all seines Scharfsinns vergebens gesucht hat, an dem hellen Lachen erkennen läßt, das flüchtig aus einem vorüberfahrenden Wagen an sein Ohr schlägt.

Kein schärferer Schmerz, als ein geliebtes, süßes Lachen für immer verstummt zu wissen!

Wird man im Himmel lachen? Wer wollte die Frage bejahen, und doch gehört das Lachen als unveräußerlicher Theil zu den Menschen, die wir lieben. Wer je ein glücklich lachendes und diese Glückseligkeit in sein Herz hinüberladendes Wesen verlor, ein Kind, eine Braut, eine junge Schwester, der wird die Bitterkeit des Schmerzes versetzen, mit dem der Dichter ruft:

„Und Wiederseh'n! Was soll ein Wiederseh'n,
Wenn wir zusammen Hofiana singen,
Und ich Dein Lachen nicht mehr hören kann?
Dein Lachen, Deine Sprache, Deinen Trost!“

Nachdruck verboten.

Unsere Vornamen.

Von T. Franz.

Mit dem Vornamen ist es ein eigen Ding. Einmal uns zuertheilt, bleibt er, wie Alles, was uns angeboren ist, an uns haften. Er stempelt uns zum Individuum. Daher ist seine Wahl Grund zu ersten Erwägungen in der Familie, sobald ein neuer Weltbürger das Licht der Welt erblickt hat. Wie man erzählt, soll dieselbe sogar oft schon vor dem Eintreten des wichtigen Ereignisses Anlaß zu kleinen Zerwürf-nissen geworden sein. Wahl macht Dual, und die Verantwortung ist groß.

Wir dürfen uns heute nicht mehr die Freiheit nehmen, unseren Namen selbständig abzuändern, wie man dies zu Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts beliebte. So nannte sich z. B. Napoleon's I. Schwester, welche die Namen Maria Anna in der Taufe erhalten hatte, später Elisa, und der unvergeßliche Karl Theodor Körner, der als Kind Karl gerufen wurde, schrieb sich selbst in der Folge nur Theodor. Goethe erzählt in den „Wahlverwandtschaften“ das Beispiel, daß Freunde aus Schwärmerie ihre Namen mit einander wechselten, Jean Paul einen gleichen Fall in seinem „Siebenkäs“.

Während der Vater wohl einem Gedanken folgt, dem er in dem Namen seines Kindes Ausdruck geben will, wird in den weitaus meisten Fällen die Mutter da, wo nicht die Pädagogik mißspricht, den Wohlklang und die herrschende Geschmacksrichtung entscheiden lassen. Ohne Frage hat jeder Name von Haus aus seine Bedeutung, und es wirkt unwiderstehlich komisch, wenn dieser sich durchaus nicht mit dem Träger desselben decken will.

Die alten Deutschen, welche noch mit den Thieren der Urwälder um ihre Existenz zu kämpfen hatten, und welchen aus diesem Grunde Kraft, Kühnheit und Gewandtheit als das Höchste galten, wußten ihren Söhnen nichts Besseres als die Eigenschaften ihrer vierfüßigen Gegner zu wünschen. Daher die Namen Wolfsgang, Wolfhard, Eberhard u. s. w. Oft fügten sie auch den Namen eines Thieres dem eigentlichen Rufnamen bei, wie Wolfdietrich und Raabodo. Kampf und Sieg sicherten einen Sitz in Walhalla, also nannte man die Söhne auch wohl Hadubrand (Hadersbrand), Runo (der Kühne), Siegmund, Siegfried und Siegwart, und die Töchter Sieglinde oder Gertrud von Ger, der Speer).

Spätere, sanftere und mildere Geschlechter riefen ihren Kindern gern einen frommen Wunsch bei der Taufe zu. Da haben wir Gottlieb, Traugott, Leberecht u. s. f., Namen, die heutzutage für veraltet, ja oft für lächerlich gelten und sich häufig zu Typen gestaltet haben. Doch nicht nur Individuen, sondern ganze Völker werden mit Vornamen belegt, welche sie personifiziren sollen. Wer kennt nicht den „deutschen Michel“! Der Engländer heißt im Volksmunde „John Bull“, der Amerikaner „Bruder Jonathan“, der Chinese in Amerika schlechtweg „John“.

Uebrigens wird es nicht überall den Eltern gleich schwer gemacht, für ihr Kind einen Namen wählen zu müssen. Vielsach, namentlich in katholischen Gegenden, richtet man sich nach dem Kalender. Doch kann allzu buchstäbliche Befolgung dieser Sitte zu Eigenthümlichkeiten führen. So heißt einer unserer originalsten, tiefempfindendsten und allgemein beliebtesten Schriftsteller mit Vornamen Petri Kettenfeier.

In manchen Ländern giebt es für die Vornamen gewisse herrschende Gesetze. So heißt in Schleswig-Holstein der Sohn gewöhnlich nach seinem Vater, an dessen Vornamen die Silbe „-en“ angehängt wird. Heißt z. B. der Vater Peter Hansen, so nennt sich der Sohn Hans Petersen, dessen Sohn heißt dann wieder Peter Hansen u. s. f. Aehnlich ist es in Dänemark und in Skandinavien. Auch in Rußland findet ein derartiger Brauch statt. Wenigstens trägt jedes Kind außer dem Tauf- und Familiennamen, noch den Vornamen des Vaters mit der Endung Sohn oder Tochter. Die Söhne eines Nikolaus heißen sämtlich Nikolajewitsch, seine Töchter Nikolajewna und werden im vertraulichen Gespräch nur mit ihrem Vornamen und dem Vornamen ihres Vaters angedredet, z. B. Olga Iwanowna und Peter Alexjewitsch.

In England ist es gestattet, dem Täufling nicht nur den Vornamen, sondern auch den Familiennamen des Vaters beizulegen, den derselbe neben seinem eigenen Vornamen und Familiennamen wie einen zweiten Taufnamen führt. Antiquarische Namen, bei uns Deutschen ungewöhnlich, sind bei Engländern und Amerikanern sehr beliebt, und zwar wählt man nicht etwa nur die jedem Kinde aus der Bibel geläufigen, sondern es gehört oft eine recht genaue Kenntniß der heiligen Schrift dazu, um sich der ersten Repräsentanten jener Namen zu erinnern.

In Griechenland leben heute noch dieselben Namen wie vor Jahrtausenden. Der Reisende ist überrascht, seine Wirthfrau Detuba, seinen Stiefelpfuger Agamemnon und seinen Barbier Odysseus rufen zu hören.

Leicht machten es sich die alten Römer. Sie benannten ihre Kinder oft nur mit Nummern. Einen Tertius, Septimus, Octavus lernt man aus dem frühesten Geschichtsunterricht kennen. Die Töchter bekamen nur eine weibliche Endsilbe zum Namen ihres Vaters. Des Virginius Tochter hieß Virginia, des Claudius Claudia; in ähnlicher Weise pflegen wir Ernst in Ernestine, Albert in Albertine umzuwandeln.

Es stammt noch von der ausgesprochenen Vorliebe der Deutschen im vorigen Jahrhundert für französische Sitten und Sprache her, daß die Endung „-ine“ sich auch bei uns eingebürgert hat. Jetzt liebt man es, statt Caroline Carola, statt Ernestine Erna zu sagen, und all die Minchen, Linschen, Linschen verschwinden gegenwärtig von unseren Namenregistern.

Das launische, lustige, neckische Ding, die Mode, hat sich Gebiete erobert, die ihm ursprünglich sehr fern liegen. Nicht nur in früherer Zeit, auch jetzt noch werden Gestalten aus irgend einem beliebigen Roman, einer Oper plötzlich modern. Als die Ritter-Romane auftauchten hießen die Kinder nach deren Helden Lancelot, Parcival u. s. w., ebenso wie heute noch viele Franzosen sich die Vornamen für ihre Kinder aus der griechischen Heldenage wählen. In jenem Jahre, in welchem Bernhardin von St. Pierre's Roman „Paul und Virginia“ erschien und von Alt wie Jung mit Nahrung gelesen wurde, taufte man in Frankreich die meisten Kinder nach dem Helden und der Heldin dieser Geschichte. Es ist nachgewiesen worden, daß bei uns der Vornamen Elsa zugleich mit der Oper Vohengrin allgemein beliebt wurde, und eine Fülle von Eberhards tauchten auf, als Schöffel uns das Bild des gelehrten Mönchs von St. Gallen gezeichnet hatte.

Die Abkürzungen und Kosenamen gelangen oft zur Selbst-

ständigkeit, wie Else, Friß, Wöh, Hans. Aber wohl kein Name ist mehr Verwandlungen unterworfen, als der allbeliebte Elisabeth. Von ihm finden wir abgeleitet: Lisette, Lisa, Lisbeth, Elisabeth, Elsa, Ilse, Ella, Elli, Betty und noch ein weiteres halbes Duzend oft recht capriciöser Schmeichelnamen.

Nachdruck verboten.

Aus der Stockholmer Gesellschaft.

Stockholm, im März 1888.

Erst im Spätherbst kehrt die vornehme Welt aus den Bädern des In- und Auslandes oder von ihren malerisch schön gelegenen Sommer-Villen in den Scheren nach der Residenz zurück. Kaum ist sie in ihren alten Räumen wieder heimisch geworden, hat alte Freunde begrüßt und neue Bekanntschaften gemacht, so steht das Weihnachtsfest vor der Thüre, welches hier zu Lande innerhalb der Familien vielleicht mehr und schöner als anderswo gefeiert wird. Fast alle Festlichkeiten, welche in dieser Zeit stattfinden, tragen den Charakter von Familienfesten und lassen das eigentliche Gesellschaftsleben nicht recht aufkommen. In den richtigen Zug kommt dieses erst nach dem großen Hofballe am Geburtstage König Oskars, mit dem die Ballaison gewissermaßen eröffnet wird. Von da ab folgt eine Reihe von größeren Bällen, unter denen sich besonders zwei, der Ball des Amaranther und der des Innocence-Ordens durch Großartigkeit der Anordnungen und Schönheit der Toiletten auszeichnen.

Zu dem diesjährigen Hofballe ergingen über zweitausend Einladungen, jedoch war die Anzahl der Gäste bedeutend größer, da jeder, wenn auch nur zufällig in Stockholm weilende Offizier ohne besondere Einladung Zutritt hat. Schon von halb neun Uhr an sammelten sich die Gäste im königlichen Schlosse und wurden am Eingange des sogenannten Sindsaales vom ersten Hofmarschall, Grafen Rosen, empfangen. Etwas nach halb zehn Uhr erschien die königliche Familie unter Vorantritt der aufwartenden Damen und Herren. Der König, eine große, schlanke, ernsthaft und doch wohlwollend blickende Erscheinung, trug eine Generals-Uniform mit brillantirten Orden, der Kronprinz die geschmackvolle, dunkelblaue, mit goldenen Schnüren reich versehene Generals-Uniform seines Husaren-Regimentes. Prinz Oskar, der zweite Sohn des Königs, hatte die Uniform der Marine und Prinz Carl die Kleidungsstücke, hellblaue, mit weißer Brust und Silberknöpfen besetzte, an die preussischen Mannen erinnernde Uniform der Leibgarde zu Pferde angelegt. Die Kronprinzessin Victoria, wie bekannt die Enkeltochter des hochseligen deutschen Kaisers, war äußerst geschmackvoll gekleidet. Sie erschien in einer Toilette aus mattem rosa Sammetbrocat, garnirt mit Bouquettes aus Rosen und Diamanten und einer aus Seidentüll mit Gold und Silberstimmern überfüllten Draperie. Im Haar trug sie eine Nigrette aus rothfarbenen Federn und ein mit Brillanten und Saphiren besetztes Diadem, am Halse ein mit gleichen Steinen verziertes Collier. Außerdem schmückten sie das Band des portugiesischen Nabella-Ordens, einige kleinere Orden und das mit Brillanten eingefasste Bildniß König Oskars.

Nachdem die hohen Herrschaften durch die große Gallerie und die angrenzenden Zimmer in den weißen Saal (Hoita halvet, das weiße Meer) gelangt waren, begrüßten sie das diplomatische Corps, und dann begann das Tanzen. Der schöne, neu restaurirte Saal bot in der elektrischen Beleuchtung einen überaus prachtvollen Anblick dar. An der einen Langseite war die königliche Estrade angebracht, deren Wandbekleidung aus einer Draperie von blauem Sammet bestand, überhäut mit kleinen goldenen Kronen und besetzt mit Hermelin. Ueber dem Ganzen prangte die königliche Krone und das in Farben ausgeführte Reichswappen.

Der König theilte sich mit Ausnahme einer Française, die er mit der Kronprinzessin tanzte, nicht an den Tänzen. Die Kronprinzessin dagegen tanzte jeden Tanz, und zum Theil thaten dies auch die Prinzen.

Verschiedene Büffets mit reichlichen Erfrischungen aller Art waren hier und dort angeordnet; besonders schön war das Büffet im großen Vestibül, wo hochstämmige Gewächse und Blumen gruppiert waren, ein Arrangement, das sich in der Beleuchtung von zwei gewaltig großen Armleuchtern wundervoll ausnahm. Man tanzte sehr lebhaft bis halb zwölf Uhr, um welche Zeit das Abendessen gereicht wurde. Die königliche Familie, die Minister, das diplomatische Corps und noch andere hohe Würden-träger soupirten in den Eßsälen der Königin, die sich Schwäche halber nach überstandener Krankheit nicht an dem Hofballe betheiligen konnte. Für die tanzenden Damen und Herren war in der Fremden-Wohnung gedeckt, die übrigen Gäste speisten in den Ordenssälen. An allen Tischen wurden unter großem Beifalle Toaste auf die Gesundheit des Königs ausgebracht.

Nach dem Souper wurde der Cotillon getanzt, welchem man diesmal mit großer Spannung entgegen sah, da man gehört, daß Prinz Oskar diesen Tanz mit dem Hofräulein Ebba von Mund, seiner Braut, tanzen werde. Die sich dafür Interessirenden konnten ihre Neugierde auch genugsam befriedigen, da Prinz Oskar mit seiner Tänzerin auf der königlichen Estrade, links vom Kronprinzen und dessen Tänzerin Platz genommen hatte. Die jungen Brautleute tanzten nur wenig, unterhielten sich aber desto lebhafter.

Wie oben gesagt, folgen auf diesen Ball Feste auf Feste, von denen die vorher genannten großen Ordens-Bälle besonders hervorzuheben sind. Beide Orden, sowohl der Amaranther wie die Innocence, feierten ihr Stiftungsfest dies Jahr im großen Börsensaale. Bei beiden Gelegenheiten waren die Treppen mit Teppichen belegt und sonst auf's Schönste decorirt; man schritt förmlich durch einen Wald von Tannen und Wachholdern.

Der Amaranther-Orden, dessen Stifterin die Königin Christina von Schweden ist, hatte ihr zu Ehren an der einen Langseite des großen, mit hohen Spiegeln und lebenden Gewächsen decorirten Tanzsaales ihre Büste, mit dem Bande des Amaranther-Ordens geschmückt und von Blüthenzweigen und Blumen umgeben, aufgestellt.

Für die königliche Familie war eine besondere Estrade mit Spiegeln und Baum-Gruppen im Hintergrunde errichtet worden. Um halb neun Uhr fand die Aufnahme der neuentretenden Damen und Herren statt, und zwar durch den Großmeister des Ordens, den Oberkammerherrn Grafen von Platen, die Großmeisterin Gräfin Jeanne von Rosen und den übrigen mit der Leitung des Festes betrauten Mitglieder.

Unmittelbar nach dieser Aufnahme begann der Ball mit



Im Frühling. Von Otto Strügel. — Siehe Seite 78.

einer Polonaise. Nach dem darauf folgenden Walzer erschienen der Kronprinz und die Kronprinzessin, letztere in hochrothe Seide und crémefarbene Taill mit echtem Feder-Besatz ge- kleidet. Kurz darauf erschien auch unter den Klängen der schwedischen National-Hymne der König mit den beiden Prinzen Oskar und Carl. Nach der Ankunft der königlichen Familie wurde unter lebhafter Theilnahme der Kronprinzessin und der Prinzen weiter getanzt. Schon vor dem Abendessen, welches um halb zwölf Uhr stattfand, zogen sich der König und Prinz Oskar zurück; das Kronprinzliche Paar dagegen und Prinz Carl verließen den Ball erst unmittelbar vor dem auf das Abendessen folgenden Cotillon.

Der Ball des Innocence-Ordens gleicht im Großen und Ganzen dem soeben beschriebenen und dürfte sich nur insofern von diesem unterscheiden, als er einen vielleicht weniger exclu- siven Charakter trägt und ausschließlich Stockholmer Gesell- schaft vereinigt. Auch dieser Ball wurde von dem königlichen Hofe besucht. Obgleich Alles, was Stockholm an Geburt und Reichthum Hervorragendes aufzuweisen hat, an diesem Balle theilzunehmen pflegt, so waren bei dem diesjährigen Stiftungs- feste die Toiletten im Allgemeinen einfacher, als man sie sonst auf den Feste der großen Welt zu sehen gewöhnt ist.

Die Fluth der Gesellschaften hat in diesem Jahre auch hier durch den Tod des Prinzen Ludwig von Baden und in noch höherem Grade durch das Ableben des Kaisers Wilhelm großen Abbruch gelitten, da mehrere bei Hofe in Aussicht ge- nommene Feste durch die Hoftrauer aufgehoben wurden und die ganze Gesellschaft in den höheren Kreisen durch die Abwesen- heit der Kronprinzlichen Familie wie der königlichen Prinzen ihren größten Zauber eingebüßt hat.

Verschiedenes

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

In der Friedrichstraße zu Berlin. Von P. Bauer. Siehe das Bild, Seite 73. — Es giebt der sonderbaren Existenzen gar viele in einer Weltstadt. Wo die Bogen des Lebens so hoch gehen, scheitert manches Lebensschifflein, und es ist nicht immer die Schuld des Steuermannes, wenn er keinen Hafen findet, in dem er ruhig anlegen kann. Auch unserem Straßenverkäufer hat sicher mancher Wind um die Nase geweht, und viele Schicksale haben ihre Furchen in seine Züge gegraben. Aber er hat den Kopf immer oben behalten, — das liest man in seinen lustigen Augen. Wenn er seine Carnevals-Figuren in die Höhe schnellen läßt, so macht er einen Scherz dazu, der bei den Vorübergehenden mehr Aufmerksamkeit erregt, als seine Puppen mit ihren grell gemalten Gesichtern. Es ist ihm nicht an der Wiege gesungen worden, daß er sich einst seinen Lebensunterhalt auf diese Weise erwerben würde. Wer kann sagen, was ihn aus seiner ruhigen Lebensbahn geworfen und auf die Straße getrieben hat? — Er selbst schweigt darüber. Vielleicht war er ein geachteter kleiner Kaufmann, den Unglück aus seinem Geschäft trieb, vielleicht ein fleißiger Handwerker, der keine Arbeit fand, vielleicht, — doch es giebt der Mäßigkeiten unählige, wie sich ja das Meer der in einer Weltstadt auf solche und ähnliche Weise um ihre Existenz kämpfenden aus allen Ständen rekrutirt. Ehre denen, die ohne eigenen Verschulden in diese Lage gerathen, sich langsam wieder emporarbeiten und nicht von Stufe zu Stufe weiter sinken.

Im Frühling. Von Otto Strügel. Siehe das Bild, Seite 77. — Er hat lange auf sich warten lassen, der Lenz, der holde Knabe; aber endlich hat er doch siegreich seinen Einzug gehalten und den Winter vertrieben. Ein warmer Westwind fährt durch das Land, die Knospen schwellen an Baum und Strauch, und in fastigem Grün spricht das Gras. Da treibt der alte Schäfer seine Herde zum ersten Male nach langen Winter-Monaten aus dem dumpfen Stalle auf die Weide, und der Bauer fährt mit seinem Ochsenspann auf das Feld hinaus, die Frühjahrs-Bestel- lung in Angriff zu nehmen. Wo lange, lange der Schnee sein weißes Leichentuch über die Erde gebreitet hatte, regt sich überall neues Leben, und aus tausend Vogelkehlen schallt das Jubellicke: „Der Frühling ist da.“

Kunstgewerbliches

Nachdruck verboten, ebenso jegliche Nachbildung der abgebildeten Gegen- stände, welche gesetzlich geschützt sind.

Die Kunststickerei auf der Vaticanischen Aus- stellung. — Seit dem Anfange dieses Jahres beherbergt der Vatican eine ganz eigenthümliche Weltausstellung, welche wie- der einmal, wie vor Jahrhunderten, Rom als den Mittel- punkt weithinstrahlender Cultur-Interessen zeigt. Diese Aus- stellung von sehr erheblichem Umfange enthält nichts als Geschenke, welche dem Papste Leo XIII. bei Gelegenheit seines Priester-Jubiläums am 31. December 1887 gewidmet worden sind. Ganz überwiegend sind daher die Gegenstände kirchlichen Charakters, wenn es auch nicht an rein weltlichen Stücken fehlt, welche mehr dem Souverän als dem Priester gelten, oder welche lediglich in naiver Freude an der eigenen Leistungs- fähigkeit dorthin gestiftet sind. Für alle Fragen, welche die moderne Kunst betreffen, bietet die Ausstellung ein Studien- feld ersten Ranges. Dasselbe enthält die edelsten Kostbarkeiten, welche menschlicher Reichthum und höchstgesteigerter Kunstfleiß herzustellen vermögen, daneben aber auch die Arbeiten mittleren und selbst geringsten Kunstvermögens.

Es war bekannt gegeben, daß der Papst die eingehenden Geschenke zu Stiftungen für bedürftige Kirchen bestimmt habe, und es zogen es daher viele Gemeinden vor, statt eines ein- zelnen, besonders kostbaren Stückes lieber ein Duzend oder gar ein Hundert schlichter Gebrauchsstücke zu überreichen. Somit kommt auf dieser Ausstellung die einfache Gebrauchsware aller Länder zur vollen Entfaltung, während andere Ausstel- lungen immer nur ausgewählte Paradesstücke vorführen. Ferner kommt zur Geltung die Privatthätigkeit, welche gerade in diesem Falle sich mit hingebender Liebe an der Arbeit betheiligte hat.

Eine ganz besondere Wichtigkeit hat diese Ausstellung für das Gebiet der Kunststickerei, welche schwerlich je vorher in gleicher Vielseitigkeit aus allen Theilen der Welt an einer Stelle zusammengeführt worden ist, sodas man ernstlich Mühe

hat, sich durch die unendlichen Massen hindurchzuvinden. Bei den Weltausstellungen nach gewöhnlichem Zuschnitt ist es fast unmöglich, besonders kostbare Stücke von Nadel-Arbeit in größerer Anzahl vorzuzeigen. Eine Stickerei in farbigem Material büßt während der sechs Monate, welche eine Weltausstellung zu dauern pflegt, so viel an Farbenglanz und Frische ein, daß sie unverkäuflich wird. Es werden daher nur die größten Meisters, welche sich ihren Ruhm ein tüchtiges Stück Geld kosten lassen können, bereit sein, einige Probestücke zur Ausstellung zu schicken. Auf Gegenstände des Privatbesitzes darf man vollends nicht rechnen. Hier im Vatican dagegen ist gerade die Nadel-Arbeit in allerhöchster Vielseitigkeit vertreten. Innerhalb mancher Aufgaben, welche sich im Privatbesitz mit mäßigen Mitteln lösen lassen, ist eine wahre Sündfluth eingetreten; die Kissen zum Knien am Altar bilden ein wahres Museum jeglicher Technik, jeglichen Geschmades; die gestickten Pantoffeln jeglichen Werthes zählen nach Tausenden, und so fort durch die reichlicher und alle kleineren Gegenstände kirchlichen Gebrauchs.

Man kann verfolgen, wie die Einrichtungen der verschiede- nen Länder, deren Gaben in geordneten Sälen ausgestellt sind, die Gestalt der Nadelarbeiten beeinflussen, wie neben dem regelten Kunstbetrieb ein harmlos wilder Dilettantismus, der bis in die höchsten Kreise hineinreicht, sein erstaunlich breites Feld behauptet.

Ein wie großes Arbeitsgebiet der katholische Kultus der Stickerei bietet, braucht im Einzelnen kaum erörtert zu werden. Es handelt sich ja nicht nur um den Hauptaltar mit seinen Decken, Behängen und Baldachinen, sondern auch um das Ornat der Priester, die Caseln, Levitenröde mit allem Zubehör, dann um die Hüllen und Decken für den Kelch und die ionischen Altargeräthe, schließlich um den Bodenteppich, den Dienst an Nebenaltären und der Sakristei, und das Alles in verschiedenen Formen und Farben geregelt nach dem Charakter der ver- schiedenen Feste. Raum irgend eines der hierzu nöthigen Stücke wird lediglich der schablonenhaft arbeitenden Maschine überlassen, für Jedes wird die liebevolle Sorgfalt künstlerischer Handarbeit in Anspruch genommen; Jedes hat seine Bedeutung im kirchlichen Sinne und will doch zugleich eine decorative Wirkung erzielen.

Wenn diese Arbeiten im Mittelalter vornehmlich in den Klöstern ihren Sitz hatten, so gingen sie doch später vielfach in bürgerliche Thätigkeit hinaus; Wirker und Sticker hatten bereits im 15. Jahrhundert einen zukunftmäßigen Betrieb, der die Frauenarbeit in den betreffenden Zweigen einschränkte. Von einem Unterschiede zwischen kirchlicher und weltlicher Stickerei war bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts nicht die Rede; wenn auch die Wahl der eingeleiteten bildlichen Dar- stellungen eine verschiedene war, so blieben doch Formbehand- lung, Farbe, Technik und das ganze breite Gebiet des Orna- ments dasselbe für Kirche und Welt. Die Sitte, das Braut- gewand in die Kirche zu stiften, ist hierfür charakteristisch; die Brautgewänder waren aber bis gegen Ende des vorigen Jahr- hunderts Staatsroben aus bunten Seidenstoffen, unter Um- ständen mit reichster Silber- oder Goldstickerei. Noch Maria Theresia schenkte ihre abgelegten Courtschleppen an die Kirchen, um Paramente daraus herstellen zu lassen.

In unserem Jahrhundert mußte bei uns im Norden, wo die Revolution und die Kriege jegliche Tradition zerstört hatten, alle künstlerische Arbeit neu beginnen. Wir wissen, einen wie durchgreifenden Einfluß auf dem Gebiete des Paramenten- wesens die katholische Geistlichkeit Deutschland's ausgeübt hat. Die Klöster zum armen Kinde Jesu, Paramenten-Vereine und andere Verbände arbeiteten nach mittelalterlichen Vorbildern und in Wiederaufnahme der alten, in Verfall gerathenen Tech- niken. Diese erziehlische Arbeit kommt in der deutschen Ab- theilung der Vaticanischen Ausstellung in würdiger Weise zur Geltung. Keine andere Abtheilung ist in ihren Stickereien so einheitlich, so ernst und gewissenhaft, als die deutsche. Aber der Erfolg dieses Bestrebens kommt zumeist einem bescheiden- eren Gebiete, dem der Leinenstickerei, zu Gute. Hier wird mit dem Material, das an sich keinen Werth besitzt, durch

Fleiß und gute Muster Vorzügliches geleistet. Dagegen reicht die etwas spigige Behandlungweise der Muster nicht hin, so- bald die Seidenstickerei in Frage kommt. Die einzelnen Priestergewänder der deutschen Abtheilung sind, einzeln ge- nommen, gut gezeichnet, aber den Arbeiten als Gruppe fehlt die breite decorative Wirkung, auf welche es doch ankommt,



Mitra, vom Kaiser Wilhelm zum Priester-Jubiläum des Papstes gespendet.



Caseln, vom Domkapitel von S. Giovanni im Lateran dem Papst zu dessen Priester-Jubiläum gewidmet.

wenn die Gestalt des Priesters am Altar weithin leuchtend aus der Dämmerung des Kirchengewölbes herausgehoben werden soll.

Im Gegensatz zu den deutschen Caseln erscheinen die französischen und italienischen stillos, ja gelegent- lich brutal in der Zeichnung, aber die gewollte Wir- kung wird durch dieses kräftige, bunte Rankenwerk in viel höherem Grade erzielt. Man spürt hier die Kraft der Tradition, welche sich durch keinerlei stilistische Bedenken hat stören lassen und das ungebrochene, handwerksmäßige Geschick besitzt.

Fast alle italienischen Arbeiten sind in Barockfor- men, aber nicht in neuerlich aufgenommenen, wie einige Münchener Stücke, sondern in einer willkürlichen Mischung der überlieferten Elemente. Kommt in die- sen fruchtbaren Boden dann einmal eine wirklich künst- leriische Zeichnung, wie in der Caseln, welche das Dom- kapitel von S. Giovanni im Lateran gewidmet hat, so werden Wirkungen erzielt, wie bei den besten Stücken alter Kunst.

Wertwürdiger Weise bewegt sich auch die Mitra, welche der deutsche Kaiser gespendet hat, auf ähnlichem Wege, wenn auch nicht in gleich sicherer Beherrschung der Formen. Diese Mitra, welche gar nicht an das erinnert, was Berlin sonst hervorbringen pflegt, ist trotzdem rein Berliner Arbeit aus dem rühmlichst be- kannten Kunst-Institut von Bessert-Kittelbeck. Das mit werthvollen Steinen reich besetzte Stück bildet in dem, für die Geschenke der Souveräne hergerichteten Ehrensaal die Mitte des Aufbaues, welcher die eigent- lichen Pretiosen umfaßt. Die Goldstickerei, welche in Deutschland vereinzelt auftritt, bildet in Italien die Grundlage und wird in altüberlieferter Weise ganz virtuos gehandhabt. Ebenso hat sie sich in Spanien erhalten, fast noch mehr in den überseeischen Ländern altpanischer Cultur, deren ganz neue Arbeiten von den Modebildern des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts um keiner Nadel Breite abweichen.

Frankreich, welches in der edlen Metallarbeit die Führung besitzt, hat innerhalb der Stickereien kein ein- heitliches Gepräge; vielfach herrscht ein wilder Natura- lismus, die Barockformen stehen nicht so fest in der Tradition wie in Italien; die strengere Stil-Bewegung der Neuzeit hat nur vereinzelte Erfolge aufzuweisen; die Teppiche dieser Abtheilung sind von kolossalem Umfange; manche stellen große Gemälde dar, aber

fast alle leiden an dem Uebelstande, daß sie wie Plafonds componirt sind, mit schweren Rändern, Eckstücken und leichtem Mittelfeld. In der deutschen Abtheilung sind dagegen die Teppiche zumeist verständig, entweder nach altorientalischen Mustern oder nach altmittelalterlichen Mosaiken (Teppich von Würzburg), deren strenge Formen sich ohne Gewaltthätigkeit in die ornamentale Stiderei selbst in den Kreuzstich überführen lassen. Man sollte auf diese Vorbilder mehr achten, als bis jetzt geschehen ist; aus Italien zeigt das Beispiel der Stidereien aus Monreale, welche sich an die byzantinisch-normannischen Mosaiken des zwölften Jahrhunderts halten, ein gutes Beispiel auf diesem Wege erzielen läßt.

Auf die vorzüglichsten Arbeiten, welche unter der Leitung des österreichischen Museums hergestellt sind, sowie auf das merkwürdigste Stück der französischen Abtheilung, die dreifache Krone des Papstes, kommen wir noch an der Hand der Abbildungen zurück.

Julius-Lessing.

Aus der Frauenwelt

Schwerin. — Die einzige noch lebende Schwester des hochseligen Kaisers Wilhelm, Großherzogin-Mutter Alexandrine von Mecklenburg-Schwerin, hat sich zu einem längeren Aufenthalt nach Meran begeben. Kaiser Friedrich hatte seiner erlauchten Tante seinen Salonwagen zur Verfügung gestellt, in welchem die hohe Frau den Weg von Schwerin nach Meran, mit einem Nacht-Quartier in Innsbruck, in zwei Tagen zurücklegte.

Wien. — Königin Marie von Hannover feierte am 14. April ihren feierlichsten Geburtstag. Die Fürstin, 1818 als Tochter des Herzogs Josef von Sachsen-Altenburg geboren, vermählte sich am 18. Februar 1843 mit dem im Jahre 1871 verstorbenen König Georg V. von Hannover.

Newyork. — Ueber amerikanische Erfindungen hat man aus den Archiven des nordamerikanischen Patentamtes nachfolgende Thatfachen gesammelt, welche bezeugen, wie lebhaft dort das weibliche Geschlecht am öffentlichen Leben theilnimmt und selbst auf technischem Gebiet den Männern den Rang streitig zu machen sucht. Nicht weniger als neunhundert Patente haben Frauen erhalten, und außerdem sollen, wie ein Fachmann versichert, noch viele Männern ertheilte Patente den Anregungen von Frauen zu verdanken sein. Besonders auffallen muß es, daß der erfinderrische weibliche Geist so oft Gebiete aufsucht, die dem Frauenleben ganz fern liegen. Das unterirdische Telekop rührt her von einer Frau Rafter in Newyork, eine Panzerung für Kriegsschiffe von Frau Montgomery, ein Fräulein Gosham hat eine neue Kanone erfunden! Eine Dame in Baltimore will die Anpflanzung von Bahnwagen, die andere die Straßenbahn-Gelände verbessern. Frau Beauchamp erfand ein Rettungsbote für Schiffbrüchige, Frau Tanne von Pennsylvania eine Vorrichtung zur Bedienung gesunkener Schiffe, Fräulein Bird erfand eine neue Dampfseife, Frau Coston ein pyrotechnisches Nachtsignal, Frau Beaumont von Ohio ein anderes Rettungsbote. Viele an Frauen verliehene Patente schlugen aber auch in den weiblichen Wirkungskreis ein, wie eine von einer Näherin verbesserte Nähmaschine, die in einer Handtasche tragbar und an jedem Tisch anguschrauben ist.

Kansas. — Im fernem Westen des Staates Kansas befindet sich eine Stadt, die in Bezug auf Localverwaltung wohl einzig dasteht. Sie wird gänzlich von Frauen regiert. Sie heißt Syracuse und ist der Hauptort der Hamilton County, die an Colorado angrenzt. Noch vor wenigen Jahren war es eine der am lebhaftesten verkehrtesten Grenzstädte, ein Stellschrein für Cowboys und Hazardspieler; die Hälfte der Stadt bestand aus Gasthäusern, wo hoch gespielt, tief getrunken und viel geschossen wurde. Kaum ein Tag verging, ohne daß Streitigkeiten ausbrachen, die unfehlbar mit Revolvergeschüssen beendet wurden. Niemand dachte daran, den Thäter zu verhaften, wenn ein Mord begangen war: die Leiche wurde in eine tiefe Schlucht getragen, und kein Hahn krächte darnach. Seit das Frauenregiment dort eingezogen ist, hat sich die Scene geändert. Die Trinksalons und Spielhallen sind verschwunden. Freilich ist diese Umwandlung nicht gänzlich dem ausschließlich aus Frauen zusammengesetzten Stadtrath zuzuschreiben, aber ihr Einfluß hat Wunder bewirkt. Eine der „Stadtmütter“, Mrs. Anolly, bemerkte kürzlich, daß der Stadtrath für öffentliche Zwecke 17 000 Dollars ausgegeben hatte, ohne daß die geringste Klage wegen Verschwendung erhoben wurde. Die Präsidentin des Straßen-Ausschusses ist eine Mrs. Coe; sie hat ihre Lehrtätigkeit als Temperenz-Reformerin in Dodge City durchgemacht, und nachdem sie diese Stadt von den Spielhöllen und Salons geläubert, begab sie sich nach Syracuse und wirkt hier mit Erfolg. Erst wurde der Vorschlag, die Frauen in den Stadtrath zu wählen, im Scherz gemacht; das Frauenregiment hat sich jedoch sehr gut bewährt, obgleich es nicht wahrscheinlich ist, daß nach Ablauf der Amtsdauer die modernen Amazonen eine Wiederwahl verlangen oder erhalten werden. Kansas hat jedoch noch eine andere Stadt, die unter dem Pseudonym steht. Das ist Argonia, in der Grafschaft Sumner. Dort ist Mrs. Susanna Redora Salter, die Frau eines bedeutenden Juristen und Kanadagenten, zum Mayor gewählt worden. Sie ist nun schon mehrere Wochen im Amt und sagt, daß ihre Amtspflichten nicht so lästig sind; sie findet Zeit genug, ihren häuslichen Pflichten nachzugehen. Sie legt ein tiefes Interesse für die sittliche Hebung der Bevölkerung an den Tag.

Die Mode

Radbrand auch im Einzelnen verboten.

Berlin. — Was die Köpfe an Höhe verloren, haben die Krempen an Umfang gewonnen, und da man beginnt, die runden Hüte wieder in die Strümpfen zu setzen, werden sie mehr und mehr ihrer eigentlichen Bestimmung des Schüßens zurückgegeben. Sehr grobes und sehr feines Stroh, Bast oder Kofshaar, sowie diese verschiedenen Materiale auch unter einander gemischt, sind am meisten vertreten. Im Farbensinn heben sich Kopf und Krempen vielfach von einander ab oder letztere erhält wenigstens ein in Ton und Gestaltart variirendes Futter oder inneren Randstreifen. In italienischem Stroh gelten weiße Garnituren aus Federn allein oder mit Band zusammengestellt für sehr distinguirt. Weiße Blumen, besonders Schneeballen und Glibber mit Ephen, Frauenhaar, wie auch mit hellgrünen Schleifen zu-

sammengestellt, repräsentiren die Modestimmen. Daneben sieht man viele riesengroße Phantasiegebilde, die in der Form naturgetreu erscheinen, sich aber in Bezug auf Farben die weitgehendsten Freiheiten erlauben.

— Neben Weiß, Vio und Grau, den üblichen Farben der Halbtrauer, erscheint für Hüte auch wohl hin und wieder Gold-, Silber- oder Stahlgitterndes Material zusammengestellt sowohl mit leichten schwarzen Geweben, wie Tüll, Gaze, Spitzen, als auch mit dichten Krepp. Aus solcher Verwicklung entfliehen sehr reizvolle Capoten, die zur Zeit des Austrauens getragen werden und namentlich im Concertsaal Geltung und — Bewunderung finden. Leicht mit Tüll verhüllte Formen aus Goldgewebe erhalten schwarz verkleidete,



goldige Lehren zur Ausstattung. Blatt angelegte, goldgestickte

Spitze oder golden verzierte weiße Federn beleben schwarze Hüte, denen man mitunter auch noch weiße Bindebänder giebt. Ganz eigenartig aber markirt sich die breite Goldborte als Umsäumung eines schwarzen Krepphutes, so den düsternen Charakter mildernd. S. 2.

— Ein neuer Befehl für Trauer-Toiletten, welcher ein schöner und wirkungsvoller Ersatz der gestickten Kreppspitzen zu werden verspricht, sind auf Tüll gestickte Spitzen aus matten, schwarzen, sehr zierlichen Perlen, die zugleich als Franze denselben einen hübschen unteren Abschluß geben. S. 11.

— Immer wieder berichten unsere Pariser Correspondenten von der Bewunderung für die kurze Taille mit breitem Gürtel und schlichtem schlanken Rock, von dem von Sarah Bernhardt wieder in die Mode gebrachten genre Empire in der Seinestadt. Und in der That wirkt diese ansehnlich einfache Tracht so graciös und kleidlich, besonders in leichten Sommerstoffen, daß wir es durchaus verstehen können, wenn auch unsere Schönen demnachst à la Josephine und Madame Recamier erscheinen, um wie jene Triumphe zu feiern.

Paris. — Den Einzug des Frühlings erwartend, entwirft man tausendfältige Pläne zur Verherrlichung des Blumen-Corso's. Als wirkungsvoll und apart erscheint unter anderen sich vorbereitenden Ueberraschungen eine ganz mit Ephen umspinnene



Victoria-Chaise, so daß von dieser selbst nichts sichtbar bleibt. Darüber wölbt sich, von goldenen Lanzen getragen, ein Ephen-Baldachin, aus dessen Grün hier und da große Rosen-Bouquets hervorschauen. Auch das Geschirr der Pferde ist unter Ephen-Guirlanden verborgen.

— Wie die Mode im Lande mit dem Luxus immer neue Bedürfnisse schafft, so ist gegenwärtig in den eleganten Gesellschaftskreisen eine doppelte Braut-Toilette Sitte geworden. Außer der Toilette für die kirchliche Trauung bedarf die Braut einer zweiten für die darauf folgenden Hochzeits-Festlichkeiten. Bei zwei Toiletten dieser Art, welche soeben aus einem der größten Schneider-Ateliers hervorgingen, war es auffallend, daß die eigentliche Braut-Robe aus leichten Stoffen: aus silberweißer Faille und den Spitzen des Brautlobes bestand, während zu dem Festgewande schwerer Damast und blunzig gestreifter Moiré gewählt waren. Ueberhaupt sind die Braut-Toiletten im Frühling weniger schwer als im Herbst.



So fertigt man gegenwärtig für eine ganz jugendliche Braut eine Robe aus weicher, eisendefarbener Surah. Ein Halb-Tablier aus Tüll mit Chemille-Stiderei schließt sich mittelst einer schmalen Orangeblüthen-Guirlande den Blüth-salten des Rockes an. Schleppe und Taille sind zusammenhängend geschnitten, letztere kreuzt sich vorn über einem Tüll-Chemiset. Krepp-Puffen säumen den Kermel. Der traditionelle Brautfranz, wie Alles, was die Toilette betrifft, dem Wechsel der Mode unterworfen, hat sich in einen Tuff mit Kigarette verwandelt; der übrige Orangenschmuck besteht aus einer Ranke für die Taille und mehreren hängenden Zwei-

gen für den Rock. Je nach dem Schnitt des Kleides werden die Blumen vorn oder seitwärts angebracht. Ganz jugendliche Bräute tragen nur Orangeknospen, solche von achtzehn Jahren an Knospen und Blüten gemischt. Für eine Braut über die fünfzigjährigen verwendet man Orangebüthen nur in geringer Menge und häufig im Verein mit Myrthen und kleinen weißen Rosen.

— Es giebt keine reiche Aussteuer, in der ein werthvolles Andachtsbuch fehlte. Diese Bücher werden von den größten Künstlern der Gegenwart nach alten Rezbüchern aus dem 12.—16. Jahr-



hundert theils mit farbigen Malereien, theils mit den feinsten Kupfer- und Stahlstichen verziert. Der Einband besteht aus Leder und ist mit silbernen Beschlägen und Schließen geschmückt, die wiederum Kunstwerke in ihrer Art sind. Ein solches Buch erreichte kürzlich den fabelhaften Preis von 10,000 Francs.

— Das Reitleid, häufig aus louterbraunem Tuch, ist stets auf's Einfachste gemacht und fällt nicht länger als 5—8 Cent. über den Fuß der Reiterin herab. Die



über den Hüften stark geschweifte Schneebentaille läßt am Halbe ein schwarzes oder weißes Chemiset sehen. Unter dem hohen Güte muß das Haar stark herauf gekämmt und fest zusammengedrückt werden. Was den kurzen schwarzen Tüllschleier betrifft, so bleibt er dem Belieben überlassen. Echte Reiterinnen tragen ihn um den Hut gebunden und entfalten ihn nur bei heftigem Wind. Zu bemerken ist, daß in dem Reitleid keine Taschen vorgehen werden. Taschentuch, Börse und sonstige Gegenstände steckt man in die Satteltasche. Das sichtbare Taschentuch, sowie Alles, was die Einheitlichkeit des Reit-Anzuges stört, ist streng verboten. Das eleganteste Schuhwerk bleibt der aus Lackleder angefertigte hohe Stiefel.

— Hat sich das Amazonen-Kostüm in der Stadt genau nach den Vorschriften der Mode zu richten, so kann es sich auf dem Lande um so mehr Freiheiten gestatten. Hier ist der Hut mit rundem Boden und Gazeschleier, ebenso wie die kurze Jade aus wasserdichtem Stoff für



Regentage durchaus correct und die Reiterin darf Phantasie-Gravaten, Peitschen und Rabelen, Stulpen-Handschuhe und mehr dergleichen tragen, ohne sich dadurch, wie in der Stadt, auffällig zu machen.



— Augenblicklich flattern sich die Kinder, nicht minder als die Erwachsenen, gegenseitig Pfiffen ab, wie man ihnen bereits zur Carnevalszeit auch Frühstücks- oder Besper-Gesellschaften gab, so daß die Mütter für hübsche Toiletten zu sorgen haben. Die kleinen Mädchen von 8—10 Jahren tragen vorzugsweise irische Spitzen und dunklen, ja sogar schwarzen Sammet, der namentlich den blondköpfigen unter ihnen gar reizend steht. Für Rock-Volant, Chemiset, Kragen und Manschetten aus Spitze ist eine Unterlage nothwendig, die sich in altrosa Surah am schönsten macht. Der Sammet bildet das Jäckchen und die ein wenig über den Volant fallende Puffe, welche hinten krauser und länger als vorn, beidseitig gerafft wird. Gürtelschärpe aus rosa Seide, Loque aus Sammet mit altrosa Schärpenband garnirt. Für Knaben von 7—12 Jahren empfiehlt sich ein Phantasie-Kostüm, welches, ohne gesucht zu erscheinen, aus dem Rahmen des Alltäglichen herausdringt: blaue Strümpfe, schwarzsammetnes Beinkleid, gelbgraue Tuchjacke mit blauen Aufschlägen, Weste und Gürtel aus dänischem Leder. Tuchmütze mit gesticktem Emblem. B. de G.



Handarbeiten

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

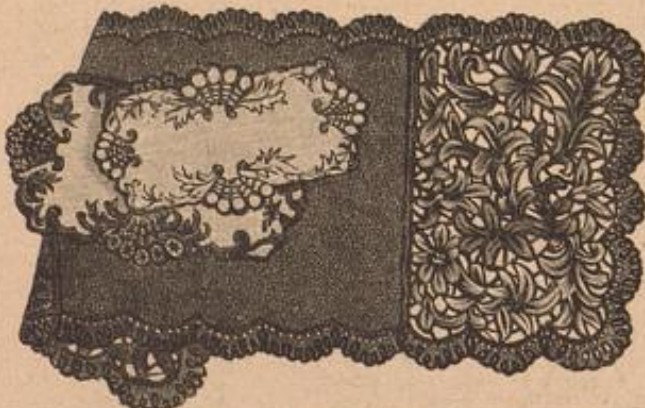
Florbilder. Imitirte Glasmalerei.

Mit der Wiedergabe der kleinen Landschaft möchten wir auf eine neue Art von Lichtbildern aufmerksam machen, die wie Malerei auf Flor erscheinen und einen ebenso reizenden Fenster schmuck bilden, als zu Lichtschirmen sich eignen. Zu ihrer Herstellung bedient man sich eines Oeltrud-Bildes, wie es in jeder Kunsthandlung käuflich ist, überstreicht dasselbe auf der oberen Seite entweder mit einer im Handel vorrätigen, zum Aufleben von Chromo-Photographien dienenden Masse oder mit Gummi arabicum und klebt es auf eine zuvor sorgfältig gereinigte Glasplatte. Um alle zwischen Glas und Bild befindlichen Luftbläschen, sowie die überflüssige Klebemasse zu entfernen, wird hierauf mit einem Stück Gummi, — das ziemlich groß sein muß, um es bequem fassen zu können, — die Rückseite des Bildes stets von seiner Mitte aus nach den Außenrändern zu vorsichtig überstrichen. Sobald das



Bild glatt und fest haftet und völlig trocken ist, hat man das Papier behutsam abzureiben, bis die Malerei, gegen das Licht gesehen, durchsichtig erscheint. Es geschieht dies mit dem angefeuchteten Fingerringen; Anwendung von Schwamm, Leinen oder Sandpapier ist nicht rätlich, weil durch sie allzu leicht Löcher und Risse auf der Fläche entstehen können. Alsdann wird das Bild, um seine Durchsichtigkeit zu erhöhen, mit feinem Oel bis zur Sättigung bestrichen und, ist es trocken, mit einem sauberen Lappchen abgetupft; zeigt sich nun, daß die Farben hier und da zu matt erscheinen, so kann man mit etwas Lack- oder Oelfarbe nachhelfen. Schließlich erhält das fertige Florbild, bevor man es einrahmen läßt, einen Ueberzug von französischem Firnis, jedoch ist mehr noch anzurathen, die Rückseite durch eine zweite Glasplatte gegen Beschädigung zu sichern. Unsere Vorlage zeigt einen Rahmen mit in Blei gefaßten farbigen Scheiben. An Stelle der letzteren empfehlen sich auch die etwas grellen, aber hier sehr wirksamen, gleichfalls Glasmalerei imitirenden Diaphonen-Vorten (zu haben bei Eckart, Bergmann-Strasse 105, Berlin SW). Für diese muß die Glasplatte der Bildfläche selbst noch den Raum bieten, man hat sie demnach der Breite der Umfassungsborte entsprechend größer zu nehmen. Schmale Staniolstreifen, welche die Bleifassung imitieren sollen, werden zunächst angeklebt, sie decken den Anlauf der alsdann überzulegenden Diaphonen-Vorten. Auch diese Art der Umrahmung bedarf einer schmalen Einfassung von Blei oder Messing, um die Ringe zum Aufhängen daran zu befestigen. Als Lichtschirm erhalten die eingerahmten Bilder noch ein Fußgestell aus Holz, Metall etc.

Ohne dem Werth der Handarbeit Abbruch zu thun, erleichtert uns die nimmer rastende Maschine manches mühsame Werk oft in überraschend gelungener Weise. So auch die Herstellung der neuen Guipure-Stickerien zu Bordüren, Lambrequins und Decken auf Tuch, Fries etc. Die Maschine näht in Kettenstich, die Contouren



und Verbindungsstäbchen; auf kräftigen Stoffen erscheint der Contour oft noch von einem gleichfalls mit der Maschine ausgeführten Schnürchen begleitet. Der Handarbeit verbleibt das Ausnähen der Musterung, was je nach Art des Grundstoffes in Plattstich oder leichteren Stichen mit Seide, Crewel-Wolle, Goldfaden, Ghemille etc. geschehen kann. Andere mit der Maschine vorbereitete Stickerien sind Leinwanddecken aller Art. Auch hier ist die Musterung in Kettenstich blau oder roth, auch in zwei Tönen einer Farbe contourirt, den Außenrand begrenzen Langnetzen, zum Ausnähen dient waschfestes Stützgarn. Zur Darstellung wählten wir eine Rätstich-Decke aus braunem Tuch mit 26 Cent. breiter Guipure-Stickerie an den Längsseiten, deren schmale Randverzierung



anschaulicht, auch in einer kleineren Form und Größe, nur contourirt vertreten ist.

Wirthschaftliches

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Vom Möbelkauf.

Im Frühling bauen die Vögel ihr Nest, und fast scheint es, als ob wir Menschenkinder es ihnen nachthäten, denn zu keiner anderen Jahreszeit werden so viele Ehen geschlossen, so viele junge Hausstände begründet, als im „wunderschönen Monat Mai.“ Während aber die gefiederten, glücklichen Sänger der Luft mit scharfen Blide erpähen, im Fluge erschauen, was ihnen nothwendig ist, müssen wir uns mühen, das Richtige zu finden, wir müssen „es erwerben, um es zu besitzen“, und was ihnen Dalme und Federn sind, das sind uns die Möbel. Wir tragen sie zusammen, damit sie uns das Haus warm und behaglich machen, wir verlangen von ihnen, daß sie Sommerhitze und Winterwärme überbahren, daß sie unseren eigensten persönlichen Bedürfnissen und Ansprüchen genügen sollen. Doch auch bei der Auswahl der Möbel gilt Goethe's Wort, das wir dem Folgenden als Motto voranzustellen wollen: „Eines schickt sich nicht für Alle.“

Es ist zwar nicht zu leugnen, daß die angestrebte Einheitlichkeit des Stils vor mancher Geschmacklosigkeit einer früheren Zeit bewahrt; der nivellirende Einfluß der Cultur aber, das Leben der großen Städte, die häufige Sucht der weniger Bemittelten, es den Reichen gleich zu thun, führen auf mancherlei Zerwege und rufen oft eine äußere, schablonenhafte Gleichmäßigkeit hervor, die weder hübsch noch practisch ist. Ein Jeder von uns sollte nicht nur seinen Mitteln, sondern auch seiner Individualität Rechnung tragen, nicht so oft unbeanstandet etwas kaufen, nur, weil man ihm sagte, daß es Mode sei, oder daß Diefier und Jener es besitze. Leute, die ihrer Rang- und Vermögensstellung nach im Stande sind, kostbare, reich geschmückte und verzierte Möbel zu kaufen, haben gewiß die Berechtigung dazu; ihnen werden zweifelsohne auch die Kräfte zur Verfügung stehen, welche erforderlich sind, um einem derartigen Besitz jene Pflege angedeihen zu lassen, die zur Conservirung seiner Schönheit nothwendig ist. Durchaus unrichtig aber ist die Beschaffung derartiger Sachen für Verhältnisse, in denen eine junge Frau, nur auf die Hülfleistung eines vielleicht unerfahrenen Dienstmädchens angewiesen, bei ordentlicher Wirthschaftsführung gezwungen wird, einen unterhältnismäßig großen Theil ihrer Zeit mit Abstäuben, Putzen und Bürsten zuzubringen. Die Frau wird auf diese Weise die Skavin eines Besitzes, von dem sie Freude und Nutzen haben sollte, der nun aber Kräfte beansprucht, die einem besseren Zweck gewidmet sein könnten.

Eine derartig falsch gewählte Einrichtung kann überdies zwei Uebel hervorrufen, die oft schon, — sei es auch nur für Augenblicke, — den Frieden und das Glück einer jungen Ehe trübten. Sie kann entweder die Schuld tragen, daß eine practisch und wirthschaftlich angelegte Frauennatur sich bei fortwährendem „Reinmachen“, — eine Tugend, die bei den Hausherrn meist mehr Tadel als Lob erntet, — verflacht, oder daß diejenige, welche für höhere, geistige Interessen empfänglich ist, es unterläßt, ihrem Hauswesen die Aufmerksamkeit zu widmen, welche, verbunden mit Sauberkeit, die erste, unerlässliche Pflicht einer tüchtigen Frau ist und alle Mühe lohnt, weil sie das einfachste Haus schön und harmonisch gestaltet.

Aber wir müssen noch vor einer anderen Gefahr warnen. Es kann zuweilen geschehen, daß gerade Möbel von elegantem Aussehen außerordentlich preiswürdig im Vergleich zu solchen erscheinen, deren einfache Formen sehr viel weniger bestechlich sind, und daß man, von dem äußerlichen Schein geblendet, dem Auge allein eine Wahl überläßt, die sich im Lauf der Jahre als recht unglücklich herausstellt. Was so solide und gediegen ausseh, erweist sich oft sehr bald als schlecht gearbeitet: das verwendete Holz war zu frisch und trocknet zusammen, es entstehen Ragen und Risse, die Verzierungen fallen ab, die Schloßer verfallen, — was für Lebenszeit berechnet war, bedarf kostspieliger Reparaturen, ist unschön und unbrauchbar geworden. „Gut und billig“ sind eben zwei schwer zu vereinende Eigenschaften; wo sie in auffallender Weise zusammenzutreffen scheinen, ist doppelte Vorsicht anzurathen. Wer mit seinen Mitteln zu rechnen hat, sollte nur das solideste Geschäft, den ihm als durchaus weis besannten Meister aufsuchen.

Einfach schöne Linien, gut profilirte Sime, saubere Kehlungen und Politur sind bei Möbeln weitaus allen jenen Schnörkelereien und Verzierungen vorzuziehen, die im Augenblick bestechen, jedoch nur zu oft jene erwähnten Mängel im Gefolge haben. Solide Formen sollten aber ganz besonders auch von denen gewählt werden, deren Verurf einen häufigeren Wechsel des Wohnsitzes wahrscheinlich macht, denn nur solche Möbel werden verhältnismäßig gut die Gefahren eines Umzuges überleben.

Es sind allerdings nur todte Dinge, die uns in der Ausstattung unserer Zimmer umgeben, dennoch spricht aus ihnen der Geist der Menschen, denen sie gehören, und wie der tadelloseste Luxus, das stilgerechteste Arrangement uns kalt lassen und die Ueberzeugung geben kann, daß nur der Tapezierer und Decorateur es zusammengestellt habe, so kann andererseits der altindische Lehnstuhl, Schrank oder Tisch anheimelnd auf uns wirken, uns die Ueberzeugung erwecken, daß in dem einfachen Raume Liebe, Tüchtigkeit, Schaffensfreudigkeit lebe, ein Sinn für jene Dinge, die Motten und Rost nicht fressen.

sich an den Längsseiten fortsetzt; mit zweibeiliger Filofelle-Seide im Grätenstich benäht, durch Goldfaden und Schnur belebt, ist die Vorlage von reicher Wirkung. Die naturgroß dargestellte Stickerie wurde einem Leinwanddecken entnommen, das, wie die nebenstehende Abbildung veranschaulicht, auch in einer kleineren Form und Größe, nur contourirt vertreten ist.

Wir halten es für kein Glück, wenn Eltern ihren heirathenden Töchtern eine Ausstattung mitgeben, bei der absolut nichts fehlt, bei der, — wie es oft geschieht, — auch der verfeinertesten Bedürfnisse gedacht ist. Was bleibt da dem Wünsche übrig? Wie oft ist Kläglichkeit die Folge eines derartig reichlichen Besizes, und wie leicht macht diese das anmuthigste Gesicht müde und langweilig. Wer sein Haus mit beschiedenem Sinne gründete, wenn es nach Jahren der Sparfamkeit und des Fleißes möglich wurde, sich endlich ein Stück zu beschaffen, das man schon lange gewünscht, dem wird mit diesem ersehnten Besize erst die rechte, volle Freude kommen. Mit dem Bewußtsein des mühevollen Erringens erwächst die Werthschätzung, die Sorge, den erworbenen Gegenstand nun auch tadellos zu erhalten. Unsere Voreltern dachten anders, als es Viele von uns heutzutage thun. Was wünschte man zu ihrer Zeit von Auktionen, an denen man alt und unmodern gewordene Möbel zu jedem Preis loszuschlagen kann? Wem fiel es ein, sich von Dingen zu trennen, weil sie mit Einem alt geworden waren? Man war im Allgemeinen fehhafter, wußte nichts von dem Wechsel, den unsere Schnell-Lebigkeit oft mit sich bringt, und „der Urväter Hausrath“ stand meist fest, unverrückt an seinem Platz. Oft vererbte sich der Besize durch Jahrhunderte vom Vater auf den Sohn; Schränke, Tische und Truhen überlebten, aller Vergänglichkeit spottend, die Geschlechter.

Erst der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts war es vorbehalten, den Geschmack und die Freude an jenen fast ganz vergessenen, mißachteten Formen wieder zu erwecken. Manchem glücklichen Liebhaber gelang es, kostbare Stücke aus verstecktem Winkel, dem Dunkel der Kumpellammer und des Bodens neu an's Licht zu ziehen; von viel bedeutamerem Einfluß auf die Allgemeinheit aber wurde diese neu erwachende Geschmackrichtung durch die Einwirkung, die sie auf das Kunsthandwerk auszuüben begann. Und hier ist es vornehmlich die Kunststickerie Berlin's, die auf diesem Gebiete Vorzügliches leistet; sie versteht es nicht nur, gute alte Muster zu benutzen, sondern sie schafft selbständig Neues, was dem Besizer an die Seite gestellt zu werden verdient. So bietet sich einem Jeden die Gelegenheit, das zu wählen, was ihm für die Behaglichkeit seines Hauses nützlich erscheint, und wer das Richtige fand, wenn es dabei wohl ist, der wird auch die Wahrheit des alten Sprüchwortes bekräftigen:

„Wer will haben gut Gemach,
Der bleibe unter seinem Dach.“

Elisabeth Kafelowsky.

Briefmappe

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Haushaltung. — Eine noch sehr junge Beamten-Gattin, welche monatlich 80 Mark zur Bekleidung der Haushaltung bekommt, bittet um Rath, wie sie diese Summe eintheilen soll, um auskommen zu können. Die Familie besteht aus fünf Personen.

Blondine.

Weißer Wollwaden zu waschen. — Wer kennt ein Verfahren, weiße Wollwaden zu waschen, ohne daß dieselben allzu sehr eingehen oder eine gelbe Farbe erhalten?

Blondine.

Russisches Brod. — Wer kann mir ein Recept zur Zubereitung von „russischem Brod“ (Buchstaben-Gebäck) mittheilen, und wo bekommt man solches Brod zu Engros-Preisen?

Eine Unwissende.

Antworten.

Auf die betreffenden Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.

Ausbildung von Krankenpflegerinnen (40). — Zur Erlernung der Krankenpflege ist, im Anschluß an das Pastoren-Haus von Bodelschwingh, ganz besonders Bielefeld zu empfehlen. Vorzugsweise werden gern gebildete Damen gewünscht, da einige Beispiele herrliche Früchte nach sich gezogen haben. Die betreffenden Damen brauchen sich nur auf eine bestimmte längere oder längere Zeit zum dortigen Aufenthalt zu verpflichten, ohne in den Verband einzutreten.

Kopfhare zu waschen (64). — Man kocht die Kopfhare in weichem Wasser unter Zusatz von etwas Soda eine Weile, spült sie sehr gut aus, breitet sie auf einer Unterlage dünn in der Sonne oder trockener Luft aus, bis sie ganz trocken sind, und wusch sie sorgfältig aus. Hat man nicht so große Kessel, um eine große Quantität auf einmal zu bewältigen, so läßt sich dies sehr gut in kleinen Eintheilungen machen. Die Haare steigen beim Kochen aus.

Frau Julie St.

Kopfhare zu waschen (64). — Das von dem Ueberzug befreite Kopfhare wird tüchtig geklopft, dann partienweise in Fluß- oder Seewasser gewaschen, zu welchem Zweck man das Haar am besten in einen großen Korb giebt und auf diese Weise untertaucht. Das gewaschene Haar wird auf Tüchern entweder auf dem luftigen Estrich oder im Freien getrocknet, doch darf im letzteren Falle das Haar nicht zu sehr der Sonne ausgelegt sein, da es sonst brüchig wird. Nach vollständigem Austrocknen der Haare werden dieselben gleichmäßig gerupft.

Fr. A. P.

Bezugsquellen: Braut- und Heit-Loisetten, Seite 79: J. Landauer, NW, Unter den Linden 67. — Brautkränze und Blumen, Seite 79: F. Veitmann, W, Leipziger Str. 88. — Guipure-Stickerien für Decken u. s. w., Seite 80: E. Henze, W, Friedländerstraße.

Zu dieser Nummer gehört ein Beiblatt und ein Modenbild.

Die Illustrirte Frauen-Zeitung erscheint jeden Sonntag in 1 bis 2 Doppelbogen: jährlich 24 Moden-Nummern, 12 Schnittmuster-Beilagen, 28 Unterhaltungs-Nummern, 28 Beiblätter, 12 große farbige Modenbilder, 8 farbige Stilmuster-Vorlagen und 8 Extra-Blätter, also außer den Schnittmuster-Beilagen und Beiblättern jährlich 28 besondere Beilagen, eine zu jeder Unterhaltungs-Nummer. Vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 M. 50 Pf. Die Heft-Ausgabe mit demselben Inhalt erscheint alle vierzehn Tage; das Heft (26 jährlich) kostet 50 Pf.

Die große Ausgabe mit allen Kupfern bringt außerdem jährlich noch 40 große farbige Modenbilder, also jährlich 68 besondere Beilagen, und kostet vierteljährlich 4 M. 25 Pf. — Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme der Heft-Ausgabe auch alle Postanstalten.